Sigmund Nachbaur S.J.

Der heilige Johannes Franziskus Regis

060.97
R263

Jesuiten

Lebensbilder großer Gottesstreiter

*

Herausgegeben von
Konstantin Kempf S.J.

*

Der heilige Johannes Franziskus Regis

Von Sigmund Nachbaur S.J.

Freiburg im Breisgau 1924
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

Digitized by the Internet Archive
in 2025

https://archive.org/details/derheiligejohann0000sigm

Der heilige Johannes Franziskus Regis.
Kupferstich.

Der heilige Johannes Franziskus Regis

aus der Gesellschaft Jesu

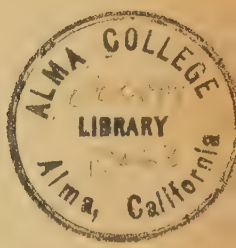
Von Sigmund Nachbaur S.J.

*

Mit 3 Abbildungen auf 2 Tafeln

*

„Wie anmutsvoll schreiten die Füße des Friedenskünders über die Berge! Sie eilen mit guter Kunde, tragen das Heil."
(Is. 52, 7.)



Freiburg im Breisgau 1924
Herder & Co. G.m.b.H. Verlagsbuchhandlung

25964

Imprimi potest.

Coloniae, die 25 Augusti 1919.

Ludovicus Kösters S. J.
Praep. Prov. Germ.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 2 Septembris 1924.

✠ **Carolus**, Archiep.

Alle Rechte vorbehalten.

Buchdruckerei von Herder & Co. G.m.b.H. in Freiburg i. Br.

Folge der Abschnitte.

	Seite
Quellenangabe	VI
Einleitung	1
Der Schößling	4
Edelreis	12
Lehrer und Priester	23
Erste Tätigkeit	33
Ausschau	41
Wegbereiter	49
Sechs Sommer in Le Puy	57
Vater der Armen	70
Winterarbeit in den Cevennen	79
Verwehte Blätter	92
Den Bösen im Wege	98
Dunkle Wolken und goldener Saum	107
Gesegnete und gesicherte Ernte	120
Der letzte Aufstieg	132
Die Stimme der Kirche	138
Stimmen der Neider	147
Die Stimme des Himmels	153
Abbildung und Nachbilder	166
Anhang: Messe zu Ehren des hl. Johannes Franziskus Regis	178
Brief des P. Regis an den Pater General vom 1. April 1640	180
Die einschlägigen Briefe des Pater General Mutius Vitelleschi	181

Bilder-Verzeichnis.

Seite
Der hl. Johannes Franziskus Regis. Nach einem Kupferstich. Titelbild.
Ansicht von Le Puy 72
Ansicht von La Louvesc, vom Friedhof aus 73

Quellenangabe.

Acta beatificationis. Romae 1710.

Cl. de la Broue S. J., La vie du Rev. Père Jean-François Régis S. J. Le Puy 1650, André de la Garde.

Dasselbe ins Lateinische übersetzt von Fr. Creuzius S. J., Coloniae 1660, apud Io. Busaeum.

Ant. Bonnet S. J., La vie du Rev. Père Jean-François Régis. Lyon 1694, Molin et Barbier.

(Guill.) d'Aubenton S. J., La vie du Bienheureux Père Jean-François Régis. Paris 1716, Nic. le Clerc.

Dasselbe ins Lateinische übersetzt von J. Jouvancy S. J. (Manuskript.)

Synopsis vitae, virtutum ac miraculorum Ven. Servi Dei Beati Ioh. Franc. Regis e Soc. Iesu. (Manuskript, geschrieben zwischen 1710 u. 1716.)

Fréd. de Curley S. J., Le tombeau de S. Régis à La Louvesc. Lyon 1886, Vitte et Perussel.

Fréd. de Curley S. J., Saint Jean-François Régis S. J. Lyon 1893, Delhomme et Briguet.

L.-Jos.-Mar. Cros S. J., Saint Jean-François Régis S. J. Son pays, sa famille, sa vie. Documents nouveaux. Toulouse 1894, Loubens. 3me mille, Paris 1903, P. Técqui.

Jos. Vianey, Saint François Régis, apôtre du Vivarais et du Velay, 1597—1640. Paris 1914, V. Lecoffre.

Es sei bereits hingewiesen auf den bald erscheinenden 4. Band des hervorragenden Geschichtswerkes von H. Fouqueray S. J., Histoire de la Compagnie de Jésus en France dès origines à la suppression. (Paris, Alph. Picard et Fils.)

Einleitung.

Man kann es geistige Verwandtschaft nennen, wenn jemand gern nach den Werken großer Meister greift, um sich daran zu laben und zu erheben. Das trifft auch zu, wo es sich um die großen Meisterwerke Gottes handelt, um die Heiligen. Ja, wir treten hier in lebendige Verbindung, und zwar ebensowohl mit den Heiligen wie mit ihrem Meister. Die Lesung ihres Lebens wird zum lauten Dank an den Herrn der Gnade, die Freude klingt in der eigenen Seele an, und das Verlangen der Annäherung, das sich schüchtern hervorwagt, ist eine wohlvernommene Bitte.

Nun ist freilich der Heilige, dessen Namen dieses Buch nennt, stammhaft eingewurzelt in ein fremdes Land und Volk, ein Volksheiliger. So sollen denn eigen Land und Volk ihm zunächst stehen. Aber in der heiligen, allgemeinen Kirche gehört er dem ganzen Volke Gottes an, wie sich ja auch alle Länder des Apostels von Rom, des hl. Philippus Neri, oder der hl. Elisabeth von Thüringen erfreuen.

Dankbarkeit führte die Feder des ersten Lebensbeschreibers, des P. La Broue S. J. Schwerleidend fühlte er sich gedrängt, sich mit Vertrauen an seinen einstigen Lehrer zu wenden, der ihm schon liebreich geholfen hatte, sicher auf den Wegen der Grammatik und der Frömmigkeit aufzutreten. Eine Wallfahrt zum Grabe des heiligen Lehrers und die Erzählung seines

Lebens sollten der Dank sein. P. La Broue war in der günstigen Lage, die lebenden Zeugen in großer Zahl um sich zu haben. Seine Lebensbeschreibung, die durch einfache Darstellung gefällt, ist darum für spätere Zeiten so gut wie eine Quelle. Die folgenden Wunder und die stets wachsende Zahl der Pilger, beide dicht wie Schneeflocken, ließen an die Seligsprechung denken. Nun führte Ehrfurcht die Feder; die Lebensbeschreibung wird zur Lobrede, aufbauend auf eidlich erhärteten Tatsachen. P. D'Aubenton S. J., der an der Vorbereitung der Seligsprechung regen Anteil nahm, hatte volle Einsicht in alle Zeugnisse. Er war auch in der Lage, die Briefe des Heiligen und seiner Oberen zu benützen. Zum Teil sind dieselben, soweit sie sich auf P. Regis bezogen, als Summarium additionale den Akten der Seligsprechung beigegeben. An die Lebensbeschreibung des P. D'Aubenton lehnen sich die beiden größeren deutschen Bearbeitungen von Schelkle (Augsburg 1822) und Toussaint (Mainz 1882) an.

Die stets lebendige Verehrung des Heiligen ließ den Wunsch nach weiteren Nachrichten wach bleiben. Ihm suchten neue Darstellungen zu genügen. P. Frédéric de Curley S. J. ging selbst alle Wege des Heiligen ab und sammelte aus Erinnerung und Archiven die Spuren seines Wirkens. P. L. Jos. Cros S. J. gab weiterhin den genauen Abdruck vieler auf den Heiligen bezüglichen Aktenstücke, wie auch den größeren Teil des ersten Lebens von P. La Broue. Endlich suchte Jos. Vianey das Bild des Heiligen möglichst treu in Zeit und Land einzufügen. Seine geschichtliche Darstellung und sorgfältige Nachprüfung des Lebens läßt uns des sichern Bildes froh werden.

An diese Werke, die alle einen Gewinn bedeuten, schließt sich der Verfasser dieses Buches eng an, ohne jedoch eine bloße Übersetzung zu bieten. Er glaubt deshalb mit Rücksicht

auf die leichtere Lesung des Buches auf eine ausführliche Zitierung verzichten zu können; sie ist dort bereits geschehen. Die Worte des Heiligen, die ja auch zum ersten Mal nicht nach Kurzschrift wiedergegeben wurden, ebenso die einschlägigen Briefe und Zeugnisse, werden stets gewissenhaft sinngetreu angeführt, jedoch in gut deutschem Gewande, bald in der Form der Ansprache, bald berichtend. Die einschlägigen Briefe des Pater General Mutius Vitelleschi werden nach dem ursprünglichen lateinischen Wortlaut wiedergegeben. Dagegen war es dem Verfasser nicht möglich, die Briefe an Pater General selbst einzusehen.

So möge dieses Lebensbild kurz erzählen von dem Stückchen Welt und Zeit, in das ein Paar fröhliche Augen hineinschauen, und von den Absichten Gottes, denen der Jüngling sein Herz eröffnet. Es begleitet ihn an die Stufen des Altars und zieht mit ihm in ein verwildertes Feld der Wirksamkeit. Wir sehen die Leute gespannt seinen Worten lauschen und ihn dann im Beichtstuhl belagern; seine Erholung ist die Freude, die in den Augen der Armen aufleuchtet. Durch die winterliche Stille und die Schneestürme der rauhen Cevennen hören wir seine Stimme schallen, und das Gebet und den Gesang der Landleute. Lasterhafte Stadtleute aber zücken den Degen auf seine Brust. Endlich überschreiten wir mit ihm das Rinnsal der göttlichen Prüfung und haben Mühe, seinem letzten Aufstieg zur Höhe zu folgen. Staunend bemerken wir, wie der Heilige uns nicht entrissen ist, sondern fast noch segensreicher weiterwirkt, ja wie wir durch sein Andenken selbst gehoben und gesegnet wurden.

Der Schößling.

„Wie Schößlinge des Ölbaumes reihen sich deine Kinder um den Tisch herum" (Ps. 127, 3). Solche Schößlinge des gesegnetsten der Bäume, von bewährter Art und gesundem Blut, sind die Heiligen. Zumeist müßte man mit ihrem Lobe auch das ihrer Eltern singen. Aus der Wurzel kommt den Heiligen auch die Bodenständigkeit, die anheimelnde Eigenart, das Menschliche an ihnen. Darum suchen die Lebensbeschreiber mit Fleiß die Umwelt zu erfahren, aus der die Heiligen entsprossen sind.

Die Heimat des hl. Johannes Franziskus Regis haben wir im südlichsten Frankreich zu suchen, an den Ausläufern der Pyrenäen, in der einstigen Provinz Narbonne. Es ist ein Land alter, römischer Kultur, das sich schon früh dem Christentum eröffnete und ihm heilige Martyrer gab. Die Herrschaft der Westgoten und der Araber dauerte nicht lange. Das Land ist sonnig heiter, hat heiße Sommer und frische, ja kalte Winter. Wie der Himmel und die feurigen Weine sind auch die Seelen, heiter, lebhaft, tatenlustig.

Die Familie Rey, oder in der damals beliebten lateinischen Form Regis, war ein emporstrebendes Geschlecht. Sie wohnte seit 1400 nachweislich in La Grasse, einer Ortschaft, der ein fürstliches Benediktinerkloster das Gepräge gab. Von dessen Abte kaufte die Familie einen Adelssitz, wodurch die Besitzer den Namen eines Sieur erwarben uud sich zur Lehensfolge verpflichteten. Die eheliche Verbindung mit dem adeligen Geschlecht der Martrin d'Esplas brachte ihr den festen Titel der Noble, so daß sie auch ferner mit den adeligen Geschlechtern in Verbindung treten konnten.

Größere Auszeichnung gewannen der Vater des Heiligen, Johannes, und dessen Bruder Barthélemy durch die Teilnahme an den noch heftig wütenden Glaubenskämpfen zwischen Katholiken und Kalvinisten. Sie nahmen Dienst in dem Heere des Führers der Liga, des Marschalls Joyeuse. Nun litt es auch einen andern jungen Verwandten, Pierre, nicht mehr zu Hause. Gegen den Willen des Vaters, der den einzigen Sohn nicht ziehen lassen wollte und ihm endlich fluchte, zog er fort. P. Regis gebrauchte später, wie uns P. Bonnet mitteilt, die Schicksale dieses Verwandten gern als mahnendes Beispiel des Gehorsams gegen die Eltern. Pierre fiel vor Villemur. Eine Schäferin meldete, er sei ihr erschienen und habe gebeten, man möge seine Gebeine in geweihte Erde bringen. Als man dann die Leiche an dem väterlichen Hause vorübertrug, mußten die Träger absetzen; sie konnten nicht weiter. Da kam der alte, erblindete Vater heraus, Wehklagen, aber nicht mehr den Fluch auf den Lippen; er segnete seinen Sohn, und nun konnte die Leiche begraben werden. — Die Erzählungen aus der bewegten Zeit der Glaubenskämpfe waren auch eine Erbschaft, die auf den Heiligen wartete, edlen Sinn weckend.

Die Familie Regis zog mehr und mehr nach dem nahen Fontcouverte über, wo sie größere Besitzungen erworben hatte. Dort vermählte sich Johannes Regis mit Margareta von Cuguignan. Was die Mitgift war, ist heute noch zu lesen und war festgesetzt bis auf die Bänder an den Kleidern; es sind Güter der Erde. Eine reichere Gabe hatte Gott bereit, mit dessen Segen der Bund geschlossen war.

Das zweite der Kinder war unser Heiliger, geboren am 31. Januar 1597, einem Freitag. In der Taufe erhielt er ein neues, heiliges Leben und darum auch neue Namen,

Johannes Franziskus. Sie waren auch die Namen seines Vaters und seines Paten, eines Barons von Peicheric, sollten aber hier neue Bedeutung erlangen.

Der Kleine war kein Wehleider. Er erhob kein Geschrei, als er mehrmals nächtlicherweile aus dem Bettlein auf den Boden fiel, und weckte nicht einmal die Wärterin. Später, als der Heilige vor aller Augen stand, sahen die Leute in jenem mehrmaligen Fall das Eingreifen des bösen Feindes, der seinen gefährlichen Gegner verderben wollte, und so erzählten sie es dem P. La Broue. Mit den wachsenden Jahren zeigte der Knabe ein mildes und lenksames Gemüt, fast etwas furchtsam und scheu, von feiner Empfindung. Einen ernsten Blick verstand er so gut wie Worte. Die Härte, die damals bei den Lehrern noch üblich war, wirkte geradezu ungünstig auf ihn und lähmte seine Regsamkeit; er lernte nichts dabei und galt als wenig begabt. Die verständige Mutter fand aber bald den Grund; sie bat den Lehrer um Güte, und damit war alles gewonnen.

Johannes Franziskus bot den Eltern die Freude eines wohlgezogenen Kindes; Anlage und Anleitung brachten ihre Frucht. Er liebte nicht den Müßiggang und war nicht flatterhaft; das ganze Wesen offenbarte etwas Bescheidenes und Nachdenkliches. Wie mag die Mutter einst erschrocken sein über ein Wort des fünfjährigen Kindes, das um sie herumsprang: „Mutter, ich werde verdammt werden." Waren das Worte eines kleinen Schalks, der erschrecken wollte, oder gruben ihre Belehrungen so tief in diesem Herzen? „Kind, was sagst du da?" und wie um ihn zu schützen, umarmte ihn die Mutter. Die Worte waren jedoch nicht voll verstanden; denn begütigend fügte der Kleine bei: „Zum Himmel, zum Himmel." Als wenige Jahre später die Mutter ihn an jene Worte erinnerte,

da zitterte er vor Schrecken und war kaum zu beruhigen. Wie mochte ihn die Sünde schrecken, den schon das Wort aus der Fassung brachte!

Das äußere Leben war richtiges Landleben. Die Vornehmen waren nur bessere Bauern, falls sie nicht ein Amt oder, wie der Onkel Barthélemy, ein gut gehendes Kaufmannsgeschäft führten. So lernte der Knabe von jung an die Sitten und die Sprache des gewöhnlichen Volkes kennen, was ihm einst sehr von Nutzen sein sollte; denn die einfachen Leute verstanden das gebildetere Französisch nicht. Der Ort zählte innerhalb der Mauern höchstens dreißig Häuser. Das väterliche Haus des Heiligen lag am Kirchplatz; es ist noch erhalten und bietet einen sehr bescheidenen Anblick. Zwar hatten die Brüder Regis auch das benachbarte Abtsschloß angekauft; aber es fehlten die Mittel, um den zerfallenen Bau herzustellen[1]. Die Kirche und das kirchliche Leben waren nach einem Bericht aus früherer Zeit in gutem Stand gewesen. Es stellte auch jetzt dem Eifer der Geistlichen ein gutes Zeugnis aus, wenn wir den jungen Johannes Franziskus bald sehr häufig an der Kommunionbank sehen.

Vermutlich war es schon der Zug zum Priestertum, der die Eltern bewog, den bereits vierzehnjährigen Knaben an die Schule zu Béziers zu schicken. — Béziers liegt über Narbonne hinaus, nahe der Küste des Mittelländischen Meeres mit ihren paradiesischen Reizen. Die dortige Schule verdiente vor kurzem

---

[1] In späteren Jahren wechselte das Haus mehrmals den Besitzer; die Familie Regis starb schon bald aus. Einer der Besitzer machte das Geburtszimmer des Heiligen zum Stall; aber er verlor darin sein Vieh, bis er es wieder daraus entfernte. Im Jahre 1843 gelang es endlich den Schwestern von der Darstellung Mariä, das Haus zu erwerben, worauf das Geburtszimmer zur Kapelle umgewandelt wurde.

kaum noch den Namen einer Bildungsanstalt. Das hatte die Stadtväter bewogen, die Jesuiten zu berufen, deren Schulen einen guten Ruf genossen, freilich gegen den Einspruch einflußreicher Hugenotten. Die Schülerzahl wuchs nun sogleich von 60 auf 300 an, so daß man genötigt war, die Knaben vorerst in Bürgerhäusern unterzubringen. Johannes Franziskus trat im Herbst 1611 in ihre Reihen ein. — Die Lehrer hatten sich bereits als fähige und tugendhafte Männer erwiesen; darum nahmen die Bürger an ihren Feierlichkeiten freudigen Anteil. In Schule und Stadt wehte schon warme kirchliche Luft. Beweis dessen war die höhere Wertschätzung der Reliquien der Heiligen und der Beschluß einer Wallfahrt, beides auf Anregung des Magistrats; mehr noch der rege Empfang der Sakramente. Besondern Eindruck machte die Feier des vierzigstündigen Gebetes in den Karnevalstagen 1612; es mußte um drei Tage verlängert werden, um den seit acht Monaten vermißten Regen zu erflehen. Johannes Franziskus flehte und jubelte mit den Bürgern der Stadt zum Himmel, der Regen und Gnadentau spendete.

Auch in der Schule herrschte Wetteifer, im Lernen sowohl wie in der Frömmigkeit. Johannes Franziskus sah in einem Jahr fünf Mitschüler in verschiedene Orden eintreten. So sehen wir denn auch ihn bereits im zweiten Jahr als Mitglied der rührigen Marianischen Kongregationen. Bald nachher trat er der Bruderschaft der „blauen Büßer" bei, wohl um Gelegenheit zu haben, bei Prozessionen und andern kirchlichen Feiern mehr zur Verherrlichung des heiligsten Sakramentes beitragen zu können.

So kam Johannes Franziskus den Gefahren zuvor, die selbst im Paradies der Jugend zu bestehen sind. Als Liebhaber Gottes liebte er die treue Reinheit des Herzens. Die

Augen der Seele hielt er offen, wie ein Soldat auf Posten, die des Leibes aber schloß er. Gleichsam als Einübung versagte er sich gern den Blick auf die herrliche Gegend, den er vom Schulplatze aus genießen konnte. Seine Gottesfurcht stand stets in Waffen, um der schleichenden Menschenfurcht den Eingang zu wehren. So munter und zutraulich der Student sonst war, kannte er doch kein Lächeln, wo ihm ein Wort oder eine Handlung ungeziemend schienen. Als Pater unterhielt er sich später einmal mit einem Mitbruder über die Wohltaten, die sie von Gott erfahren hatten. „Und ich", sagte er, „muß es Gott danken, daß er mich nie der Gewalt des Fleisches unterworfen sein ließ." — So sammelte Johannes Franziskus jene ungebrochene Kraft, die ihn später mit siegreicher Macht der Sünde gegenübertreten ließ; so jene unvergeudete Kraft auch des Leibes, die ihm später die erstaunlichen Entbehrungen und Arbeiten ermöglichte.

Ein weiterer gewinnender Zug am Bilde des frommen Jünglings war seine Geradheit, wahrheitsliebend und gerecht. Selbst der scherzhafte Versuch, etwas zu verheimlichen, mißlang ihm, er verriet sich durch sein Lächeln. Die Gewohnheit, eine Aussage zu beschwören, konnte er nicht ausstehen; die Wahrheit brauchte das nicht. Eine gewonnene Wette machte er rückgängig, da der andere sich Vorwürfe machte. Niemals befleckte üble Nachrede seine Lippen, und das einzige, was ihn in hellen Unwillen brachte, war, solche hören zu müssen. Aber auch Furcht und Scheu waren ihm fremd; die Stichelleien mancher Kameraden vermochten es nicht, ihn von einer Übung der Andacht abwendig zu machen; dennoch konnte ihn niemand einen Kopfhänger schelten. Diese Charakterfestigkeit verschaffte dem reinen Jüngling solche Achtung, daß leichtfertige Mitschüler einen Verweis ruhiger von ihm hinnahmen

als von ihren Lehren. In seinem Kosthause hatte er bald die Führung, bereits eine Regung seines künftigen Unternehmungsgeistes. Er bestimmte die Ordnung für Aufstehen und Gebet, verhalf dem Studium zur nötigen Zeit, ließ beim Essen abwechselnd vorlesen. Der Umgang mit den Heiligen in ihren Schriften war seine eigene liebste Erholung; selbst in der Krankheit konnte man ihm keinen lieberen Dienst erweisen als daraus vorzulesen; aus der schmeichelnden Bitte darum ersah man seine Freude daran. Wieviel mehr mag ihm der Umgang mit Jesus gewesen sein! Darum sah man ihn so oft bei der heiligen Kommunion, und aus seinem Benehmen konnte man erkennen, wie er da gleichsam einen Schritt zum Himmel hin zu tun glaubte.

In anderer Weise stand Johannes Franziskus einmal nahe vor der Ewigkeit. Einst machten die Schüler einen Ausflug ans Meer, um zu fischen. Auf dem Rückweg ruhten sie am Ufer des Flüßchens Orb aus. Johannes Franziskus schlief ermüdet ein, stand aber bald auf und ging schlaftrunken auf den Fluß zu. Noch einen halben Schritt — er konnte nicht schwimmen —, doch da wachte er plötzlich auf. Niemand war da, der ihm hätte helfen können, niemand anders als sein Schutzengel. Tief betroffen bat Johannes Franziskus die Kameraden, mit ihm dem Engel zu danken.

Einen Schritt zur Ewigkeit — können wir ihn nicht mit wachen Augen tun? Johannes Franziskus stand in den Jahren, in denen die Frage nach dem Beruf sich erhebt. Oft ist es Gott selbst, der die Frage stellt und der auf seine Wege lockt. Wie kam es, daß die Erde an Reiz verlor, daß hinwieder das Gebet und die heilige Kommunion so anzogen? Das, was Johannes Franziskus im Sinne stand, war aber eine kostbare Perle von hohem Kaufpreis. Nun, dann wollte

er ihn geben; dafür legte er sich Fasten und Bußen auf. Ja er holte sich noch dazu Vorschuß bei den Heiligen, besonders bei der Mutter Gottes. Er durfte es wohl tun. Von früh an hatte er Maria im heiligen Rosenkranz verehrt, von ihr las und sprach er mit höchster Freude, ihr hatte er sich in der Kongregation dienstbar verbunden. Nun möchte er so gern in die Gesellschaft ihres Sohnes eintreten! Das mußte man ihm wohl glauben; lebte er doch bereits genau nach der Weise der Patres, in Aufstehen, Gebets- und Bußübungen.

Wir können uns die Frage stellen, warum Johannes Franziskus nicht an die Abtei in La Grasse, seiner Heimat dachte, wo schon manche Bekannte und Verwandte waren. Vielleicht gerade, um die Verbindung mit den Verwandten leichter lösen zu können. Es zog ihn wohl auch die Verehrung des hl. Ignatius, deren Zeuge er war. Gerade damals begannen in Béziers die Wunder mit dem gesegneten Ignatiuswasser. Der heilige Stifter stand gleichsam selbst vor ihm in dem Eifer der Patres. Einer derselben hatte — ein Wunder des Eifers — in einem Jahre dreißig Ortschaften durch seine Arbeit geheiligt. — So wurde denn Johannes Franziskus einer der beiden Schüler, die im Jahre 1616 aus der Schule von Béziers in die Gesellschaft Jesu eintraten. Es galt nur noch Abschied zu nehmen. Wer den muntern Jüngling noch auf die Pirsch ziehen sah, hätte ihm freilich so weltflüchtige Gedanken nicht zugetraut.

Glücklicher Jüngling, in heiliger, christlicher Luft aufgewachsen, „der du übertreten konntest und nicht übertreten hast, Böses tun konntest und es nicht getan hast, du stehst fest im Herrn“ (vgl. Sir. 31, 10); gehe hin zum guten Meister, du wirst sein Auge leuchten sehen, frage ihn und höre gut: „Wenn du vollkommen sein willst, dann spring und verkaufe

alles und gib es den Armen; und dann komm und folge mir!" Der Weg des Jünglings ging zu Jesus, und Jesu Weg wird zur Heiligkeit führen.

Edelreis.

Ein hochstrebender Zug liegt wohl im Sinne der Jugend; aber Jugend und Schwärmerei vergehen. Darum geht dem Ordensleben das Noviziat, die Vorschule, voraus. In vielen Übungen und Prüfungen soll sich zeigen, ob man den Heiland recht verstanden habe, ob man nach den Worten des Evangeliums ernstlich am Turme baue und zum Krieg sich rüste, oder ob man es müde geworden.

So zog also Johannes Franziskus landeinwärts, ins Noviziat der Gesellschaft Jesu zu Toulouse. Es war der 8. Dezember 1616[1], als sich ihm die Türe öffnete, der Tag der unbefleckt Empfangenen. Dieser Tag hatte ihm etwas Besonderes zu sagen. Mit Maria sollte er der Schlange entgegentreten, mit ihr sich heiligen für Gott; mit ihr sprach er also sein Fiat („es geschehe") auf den Ruf Gottes. In demselben Jahre trat Johannes Berchmans in die Gesellschaft Jesu ein. Genau hundert Jahre später wird man eine Seligsprechung feiern, werden tausend Lichter den Namen „Johannes Franziskus" umstrahlen.

Doch zunächst war das ein recht bescheidener Name. Da nannte man vielmehr mit hoher Erbauung den Namen eines

[1] In der Gesellschaft Jesu werden die sog. Personalien alle paar Jahre neu zusammengestellt. Die Angaben über P. Regis widersprechen sich einige Male in dem Datum der Geburt und des Eintritts in den Orden. Die Schreiber waren sich der Bedeutung des genauen Aufzeichnens noch nicht bewußt.

würdigen Ratsherrn, Armand Boret. Seine gleich würdige Frau war in ein Nonnenkloster eingetreten, er selbst mengte sich, ohne selbst Jesuit zu werden, unter die Novizlein von Toulouse. In den Übungen der Demut und der Frömmigkeit übertraf ihn keiner. Es war rührend, ihn mitten unter den Kindern der Stadt zu sehen, wie er sich mühte, denselben das Vaterunser beizubringen. Wenn wir später Johannes Franziskus mit gleicher Liebe den Kindern und Armen dienen sehen, dann müssen wir wie er selbst dieses Beispiels gedenken.

Da waren ferner noch achtzehn andere Novizen, alle von gleichem Streben beseelt. Einer derselben wird sein letzter Oberer sein, einer seine letzte Beichte hören. Einer wird schon bald in den Himmel fliegen. Dieser, Franziskus Revoulz, war in Béziers sein Mitschüler und Mitkongreganist gewesen. Als Diener Marias hatte er eine außergewöhnliche Anmut gewonnen. Nun wollte er ein Aloisius werden. Krank geworden, wünschte er wenigstens von seinem Leben zu hören. Da packte ihn auch dessen heißes Verlangen: „Zum Himmel, zum Himmel! Sprecht mir nicht mehr von der Erde! Nicht einmal die Verwandten wünsche ich noch zu sehen. Zum Himmel!" „Und das für so wenig Mühe", fuhr er weiter, „so wenig! O daß ich mehr tun könnte!" Den Tag des Todes sagte er bestimmt voraus, und er hegte die frohe Zuversicht, daß er dank der lieben Mutter Gottes und dem Gebete seiner Brüder nicht ins Fegfeuer kommen werde.

„Zum Himmel! O daß ich mehr dafür tun könnte!" Wie mögen solche Worte in ein gleich edles Herz sich eingegraben haben! Alle, die mit Johannes Franziskus je Umgang hatten, bezeugten, daß er den sprichwörtlichen Novizeneifer, Freudigkeit und Ernst, stets bewahrt habe. Er gab sich rückhaltlos in die Leitung des Novizenmeisters, und dieser brauchte nicht

zu treiben, nur zu mäßigen. Das Leben des Novizen hatte ein alltägliches Gesicht; was daran außergewöhnlich schien, war nur die demütige und willige Hingabe. Es galt die Einführung und Einübung in die Ziele und den Geist des Ordens. Omnia ad maiorem Dei gloriam, „Das Möglichste zur Verherrlichung Gottes", das war der Wahlspruch des Stifters gewesen. Darum galt es vor allem ernstliche Arbeit an der eigenen Heiligung, um so mehr als es hieß, sich auch zu rüsten für das Wirken zur größeren Ehre Gottes in der Rettung und Heiligung des Nächsten. So hieß es denn einerseits abtragen und absterben, jenem „ich", das allein der Mittelpunkt und Aussichtsturm des Lebens sein möchte, anderseits fest gründen und aufbauen in Gott. Dieses taten die reichlich bemessenen geistlichen Übungen und Unterrichte, jenes die Übungen der Demut und des Gehorsams, eine feinzahnige, aber unermüdliche Feile. Viele kleine, fast kleinliche Beschäftigungen wechselten, ohne Freiheit zu geben, ohne zu fragen, warum jetzt oder so. Jeder Novize konnte zum Obern über den andern bestellt werden. Es galt aber auch schwerere Proben, es hieß die Schürze anlegen zu niedriger Arbeit, teils in Haus und Küche, teils in einem Spital. Und gerade in solchen entsagungsvollen Beschäftigungen zeigte sich die einzige, fast unersättliche Leidenschaft des Johannes Franziskus. Im Spital hatte er Eile, um die abschreckendsten Kranken aufzufinden, nicht aber, wenn er daran ging, sie von Eiter zu reinigen.

Was den jungen Novizen ferner auszeichnete, war die Heiterkeit; schon sein Anblick heiterte den Grämlichen oder Betrübten auf. Sie entsprang in gleicher Weise einem heitern Gemüt, wie der innern Zufriedenheit. Das war ein lieber Umgang mit ihm, um so mehr, als der Novize auch überaus

gefällig war und so ehrerbietig, als hätte er nur Engel um sich. Sein Augenmerk war so auf die eigene Besserung gerichtet, daß er an den Handlungen anderer nichts auszusetzen fand; es erschien ihm alles gut, was nicht offenbar unrecht war. Er fand für manches Unpassende nur die Worte „Freimut, Lebhaftigkeit, unschuldiger Scherz", wo die Grenzen wohl schon überschritten waren; höchstens sprach er von „Überraschung", oder daß die Lage schwierig gewesen sei. Dieser Zug, zu entschuldigen und so zu gewinnen und zu heiligen, wird ihn stets begleiten und ihm die Herzen der scheuesten Sünder erobern.

Die Milde des Novizen war nicht Zeichen eines weichen Charakters. Die Strenge, die ihm andern gegenüber zu fehlen schien, wandte Johannes Franziskus restlos gegen sich selbst. Da malte er in schwarzer Farbe und büßte mit Unerbittlichkeit. Er führte die Geißel mit kräftigem Arm und nahm die Sinne, die — stets begehrlich, nie tot — die Verbindung des Fleisches mit der Welt herstellen, in stramme Zucht. Nichts Unnützes, keine Neugierde! Dieses „sich bescheiden" war ihm der Kern der Bescheidenheit, die durch den bewußten Wandel vor den Augen Gottes noch reicher und eindrucksvoller wurde. Später wird diese Bescheidenheit allein eine dauernde, stumme Predigt sein. Trotz des Abgestorbenseins, vielmehr gerade darum konnte Johannes Franziskus jene Unbefangenheit und jenes ungezwungene Sich-geben erreichen, das für eine angenehme Unterhaltung und noch viel mehr für die edlen Handlungen des geistlichen Berufes nötig ist. Das zeigte sich im Gespräch. Obwohl er nicht gerne anderes behandelte als geistliche Dinge, wußte er doch diese ohne Aufdringlichkeit anzubringen und ohne lästig zu werden, ja mit so viel Anmut, daß er selbst spröde Naturen gewann. Nie vernahm man aus seinem

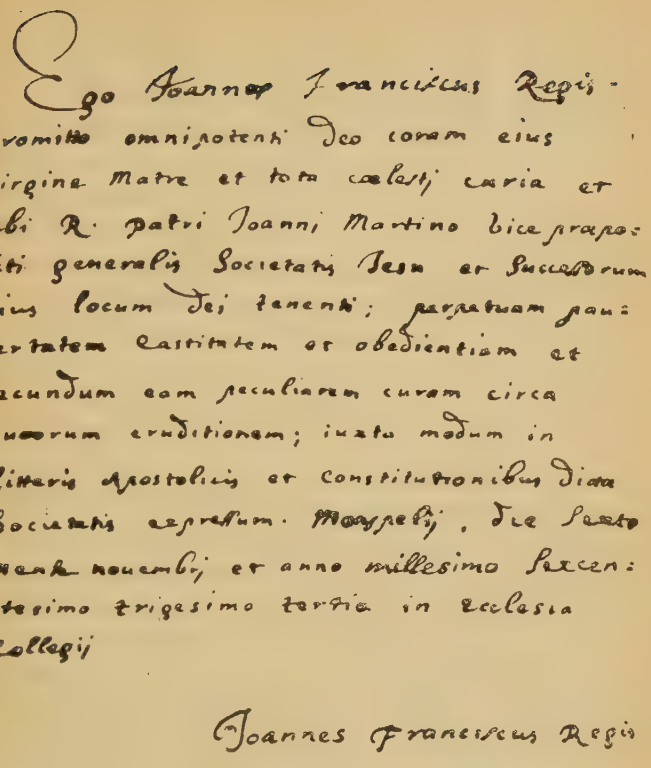
Munde ein böses Wort. Die Sucht, viel zu Wort zu kommen, war überhaupt nicht seine Sache, und zu den Zeiten des Stillschweigens nahm er es mit diesem gewissenhaft genau.

Am liebsten hielt sich Johannes Franziskus an den Verkehr mit den Heiligen. Die Kirchen von Toulouse waren außerordentlich reich an Reliquien, als deren kostbarste die Gebeine des heiligen Martyrers Saturnin galten, des ersten Bischofs der Stadt. Nun besuchten wohl alle Novizen gern die Altäre dieser Heiligen; aber dennoch kostete es sie Mühe, Johannes Franziskus wieder zum Aufbruch zu bringen, der keinen Heiligen übergehen mochte. Verrät das nicht eigene hohe Liebe zur Heiligkeit, ein Verlangen, das nicht unerhört bleiben wird?

Nach den zwei Jahren des Noviziats wird das veredelte Reis aus der Pflanzschule erhoben und ihm im Garten Gottes ein eigener Stand zugewiesen. Vor Gottes Majestät, angetrieben von seiner Liebe, gestützt auf seinen starken Arm, legt der Novize die Gelübde ab, für immer. Wo immer sein Weg gehen wird, sollen Armut, Keuschheit und Gehorsam, den Spuren Christi folgend, ihn zeichnen, und nie soll dieser Weg außerhalb des Ordens führen. Ohne Zweifel eine herrliche Opfergabe, die nun täglich auf dem Altar erscheinen muß. Je nach der Treue wird Gott sie belohnen, an Großmut unübertroffen[1].

Eine weitere Erstarkung brachten die nun folgenden Studienjahre, das Scholastikat. Einst wird man den Worten dieser jungen Leute lauschen, sie sollen Licht bringen und andere stärken; darum müssen sie selbst an der Wahrheit wachsen.

[1] Wie so manches andere ist die eigenhändig geschriebene Gelübdeformel später als Reliquie dem Gelübdebuch entnommen worden, und zwar, wie festgestellt werden konnte, im Kolleg von Cahors.


Ego Joannes Franciscus Regis promitto omnipotenti Deo coram eius Virgine Matre et tota caelesti curia et tibi R. patri Joanni Martino vicepraeposito generali Societatis Jesu et Successorum eius locum Dei tenenti; perpetuam paupertatem castitatem et obedientiam et secundum eam peculiarem curam circa puerorum eruditionem; iuxta modum in litteris apostolicis et constitutionibus dictae Societatis expressum. Anagnini, die sexto mensis novembris et anno millesimo sexcentesimo trigesimo tertio in ecclesia Collegii

Joannes Franciscus Regis

Faksimile der
Gelübde-Urkunde des hl. Johannes Franziskus Regis.
(Verkleinerung auf $^5/_6$.)

Zuerst suchten nach dem damaligen Lehrgang die Fratres — so hießen nun die Novizen — die Gabe des Wortes zu erlangen (Rhetorik); weiterhin die festen Fundamente aller Wahrheit, wie sie in Gott und unserer Natur gegründet ist (Philosophie), und endlich den ganzen Schatz der himmlischen Offenbarung, wie sie Jesus vom Vater vernommen hat (Theologie). Zwischen die Studien hinein wurden zumeist ein paar Lehrjahre an den Kollegien der Gesellschaft geschoben, als eine Art Erprobung. Da wurde dem jungen Manne ein Posten anvertraut und der eigene Zügel locker gelassen. Die jugendliche Kraft mochte sich betätigen, aber in echtem Eifer, nur um der Sache willen; denn die Arbeit war einfach und demütig.

So finden wir den Fr. Regis im Herbst 1618 zunächst in Cahors, wo er der Beredsamkeit obliegen sollte. Er wird darin einst Ausgezeichnetes leisten, aber mehr in der Herzens- als in der Schulsprache. Im folgenden Jahre ging es — wohl wegen Mangel an andern Hilfskräften — an das Kolleg in Billom, das erste Haus der Gesellschaft Jesu auf französischem Boden. Dort hatte Fr. Regis in den drei untersten Klassen Grammatik zu lehren. Bald nach seinem Abgang brannte das Haus nieder. Nun, Herbst 1622—1625, schlossen sich die drei Jahre Philosophie an, in Tournon. Das Kolleg von Tournon hatte guten Ruf; es zählte bis zu 1800 Schüler, davon ein Drittel Adelige; selbst Äbte werden als Schüler genannt. Gerade in jener Zeit lag es im Streite mit dem Parlament von Toulouse, das ihm den Rang eines Universitätskollegs absprach. Ein königlicher Ratsbeschluß erkannte denselben bald wieder zu. Fr. Regis wurde Bidell, d. h. Mittelsmann zwischen den Obern und seinen Mitbrüdern in den Studien, und hatte die geistlichen Übungen zu überwachen.

Der hl. Ignatius hat die Scholastiker mit mütterlicher Sorgfalt behütet und ihnen weise Ordnung gegeben. Wieviel Tugend sich da entfalten konnte, beweist das Bild des hl. Aloisius sowie das des hl. Johannes Berchmans, der in eben diesen Jahren in Rom studierte. Fr. Regis war in gleicher Schule der Heiligkeit wie diese seine heiligen Mitbrüder und das mit ganzer Seele.

Was wird von den Scholastikern des Ordens erwartet? Strebsamkeit und Fleiß, wie man sie dem Willen Gottes und des Ordens schuldet, bestrebt, „das Möglichste zur Ehre Gottes" zu erreichen. Ein Maßstab des Eifers hierin sind die Leistungen. Fr. Regis leistete Gutes, es eignete ihm ein geweckter und lebhafter Sinn. Seinen Disputierübungen folgte man mit Spannung. — Die Strebsamkeit muß jedoch geleitet werden von der reinen Absicht, die Können und Sich-bescheiden ebenmäßig verbindet. Gerade der Begabung droht ja eine Klippe, sei es, daß man sich zu sehr auf sie verläßt, sei es, daß man ihren Neigungen eigenwillig folgt. Fr. Regis wußte nichts von Ebbe und Flut, noch von eigensinnigen Wegen. Er hielt sich gern an die Ansicht seiner Lehrer und studierte getreulich, was vorgelegt war. Bei den Lehrern holte er sich häufig Rat, immer demütig dankbar. Kein Wunder, daß diese ihm Liebe und Bewunderung zuwandten, nicht nur weil in ihm ihre Bemühungen mit Erfolg gekrönt wurden, sondern noch mehr wegen seiner Hingebung an sie. Auch in den öffentlichen Übungen führte ihn die Bescheidenheit, was bei seiner Lebhaftigkeit hoch zu bewerten war und ihm noch mehr Achtung eintrug als der Erfolg. Ja, er tat gern einmal etwas dazu, daß man ihn für unbeholfen halte. Stets jedoch, ob in Erfolg oder Mißerfolg, blieb seine Seele ruhig, ohne Überhebung und

ohne Mißmut, ein Zeichen reinster Absicht und gereifter Tugend.

Eine wahre Zierde der heiligen Scholastiker ist ihre Regeltreue. Auch dem Fr. Regis hätte man — wie seine Studiengenossen sich ausdrückten — leichter die Zunge ausreißen können, als daß man ihm zur Zeit des Stillschweigens ein Wort entlockte, wo nicht Notwendigkeit oder Liebe es verlangten, und dieses wurde dann in das enge Gewand der lateinischen Sprache genötigt, wie vorgeschrieben. Mancher seiner Mitbrüder mag es vielleicht für übertrieben angesehen haben, wenn Fr. Regis bei einem Spaziergang munter sein Französisch sprach und — kaum unter der Haustür angelangt — die Geschichte in Latein vollendete. Aber es bewies doch, daß er die Regeln bis zum Pünktchen beobachten wollte. Die Obern durften sich von ihm Gutes versprechen.

Eine besondere Obhut und Stärkung braucht in den Studienjahren das Gebetsleben. Wissenschaftlicher Eifer ist gut; aber der Reiz so vieler neuer Kenntnisse kann leicht das Gebetsleben mit seinen lang bekannten Stoffen und alltäglichen Mühen erlahmen lassen; und das hieße Eisen für Gold eintauschen. Fr. Regis gab sich mit Eifer den geistlichen Übungen hin und hütete durch Gebet auch Studium und Tugend. Gebet begann und durchzog seine Arbeit. Dem Sakristan wurde er fast lästig mit der unabläßigen Bitte um den Dienst bei der heiligen Messe. Gleich seinem Ordensbruder, dem hl. Berchmans, entging ihm keines der kleineren Feste oder der besonderen Anliegen, um eine außergewöhnliche Kommunion zu erbitten.

Auch der Seeleneifer fand bereits erwünschte Gelegenheit, sich zu rühren, abgesehen davon, daß der Studieneifer auch wahrer Seeleneifer war. Die Scholastiker wurden gern den

Patres bei ihren seelsorgerlichen Arbeiten als Begleiter beigegeben. Es oblag ihnen dann, den Kindern Unterricht zu erteilen. Fr. Regis erkundigte sich aber auch nach den saumseligen Christen des Ortes und suchte sie auf. In liebenswürdigster Unbefangenheit erinnerte er sie an die günstige Beichtgelegenheit und fing mit der Vorbereitung an, bevor sie zu Atem kamen. Gerne fügten sich die Patres der vermehrten Arbeit, um das Wild zu fangen, das der Frater gestellt hatte. Sie staunten über die reuige Gesinnung verrosteter Gewissen; woher diese Gnadenstrahlen? — Am meisten wirkte Fr. Regis in dem Städtchen Andance. Um die Früchte zu befestigen, bemühte er sich, dort die Bruderschaft vom heiligen Altarsakrament einzuführen. Diese Einrichtung hatte der hl. Ignatius bei den Dominikanern in Rom schätzen gelernt und durch seine Genossen befördern lassen. Fr. Regis begnügte sich dabei nicht bloß mit Gebeten; es wurde auch Rat gehalten und vermerkt, wenn Mitglieder durch Fluchen, Spielen, Trinken oder häuslichen Unfrieden sich verfehlten; es war der Geschicklichkeit des Leiters anheimgegeben, durch Milde und Festigkeit die Ordnung zu wahren, und man fügte sich ihm gern. Also eine rührige Verehrung, wie sie sich auch in den Marianischen Kongregationen entfaltete. Daß es dem jungen Ordensmann dabei nicht bloß um den Reiz der Abwechslung zu tun war, beweist der Umstand, daß er sich ebenso den Unterricht der Hausdiener erbat und ihm mit solchem Eifer oblag, als sei es die wichtigste Arbeit der Welt.

Ein kleines Zeichen des Eifers ist auch ein Brief an seine Angehörigen, einer der ganz wenigen, von denen wir wissen. Fr. Regis spricht als zweitältester Sohn und im Geiste seines zu Gott gerichteten Standes.

„Meine sehr lieben Geschwister!

[Lieb wie früher, doch] jetzt trage ich zu Euch die Liebe im Herrn. Darum drängt es mich, Euch zwei oder drei ebenso wichtige wie nützliche Punkte ans Herz zu legen. Das Eine ist die Ehrfurcht gegen unsere so lieben Eltern. Ich empfinde es jetzt bitter, daß ich es nicht besser gemacht habe. Ihr hohes Alter verlangt vermehrte Sorge. Das Zweite ist die Liebe untereinander, daß Ihr wahrhaft Geschwister seiet und Euch gegenseitig helfet. Das Dritte ist Furcht vor der schweren Sünde, lebhafte Furcht. Denn die Sünde ist das größte, ja das eine und einzige Übel, sie hat uns mit einem Schlag das Paradies genommen, den Ort alles Guten. Aller Reichtum der Erde ist eine Null neben dem Preis des Himmels, der denen zusteht, die den Weg der Gebote Gottes wandeln. Dieser ist der einzige Weg zum Heimatland der Seligen; wer von den Geboten abgeht, kann nur ans andere Ende kommen, zur Hölle. Sünde macht aus Kindern Gottes Kinder der Bösen. Schaut Euch den Vater einmal an, den Vater derer, die Gott verließen um des Teufels willen! Flammen und Qualen sind sein Erbe. Gern wollte ich dazu beitragen, daß alle dieser erdrückenden Last bewußt werden; dann gäbe es keinen mehr, der durch sie unglücklich würde.

Das läßt mich noch eine Empfehlung beifügen, daß Ihr nämlich die Sakramente der Beicht und Kommunion häufig empfanget, etwa jeden ersten Sonntag im Monat. Darin liegen die wirksamsten Mittel, um vor der Sünde bewahrt zu bleiben oder doch bald sich zu erheben. Desgleichen wird die abendliche Gewissenserforschung Euch hervorragend dienlich sein, ich meine, daß Ihr die Augen öffnet und die Verfehlungen an Wort, Werk oder Gedanken wahrnehmet und darüber Gott demütig um Verzeihung bittet,

herzlich betrübt, aus großer Liebe, und fest gewillt, Ordnung zu schaffen.

Das tuet also und haltet Euch allzeit auf dem Wege der Gebote! Dann wird der Himmel sich vor Euch öffnen, und dort — ich hoffe es — werden wir uns wiedersehen, ganz selig für immer.

Tournon, den 9. Februar 1623.

Euer treu ergebener Bruder im Herrn

Johannes Franziskus Regis.

Meine Empfehlung an Herrn Onkel und Frau Tante . . . und die andern Verwandten."

Der anspruchslose Brief zeigt bereits, was dieses Herz bewegt und von dort aus seine Kreise zieht. — Auch der Lebensweg des jungen Scholastikers ist eine Sprache vor Gott; er zeigt ihn als den „Mann starken Verlangens". Wie darum einst der Erzengel Gabriel zu Daniel niederstieg, um ihn zu belehren, so wird sich der Geist der Heiligkeit zu Johannes Franziskus niederneigen. Die Baulinien sind gezogen, die Grundmauern tief gelegt; der Bau strebt rasch zur Höhe, der Vollendung zu.

Lehrer und Priester.

Wie die Blütenknospen im leisen Wehen des Frühlings sich neigen und öffnen, so neigen und wenden sich vor Fr. Regis das eine und andere Dutzend munterer Köpfchen, und erwartungsvolle Augen schauen zu dem Lehrer auf, der selbst noch im Reiz der entfalteten Jugend vor ihnen steht. Schon in Billom hatte er Grammatik zu lehren. In gleicher Bestimmung zog er nach Beendigung der philosophischen Studien nach Puy, wo er von Herbst 1625 bis 1627, wie auch noch

ein Jahr in Auch, die dritte, oberste Klasse der Grammatik leitete. Bald wußte man kaum zu sagen, ob er mehr gekommen sei, um sprachlichen Unterricht zu geben, oder aber um himmlische Weisheit und Heiligkeit zu lehren; beides tat er mit ganzer Seele.

Diese Jahre bescheidener Arbeit waren es ihm wohl wert, ihnen voll und ganz zu leben. Hielt doch die Gesellschaft Jesu mit ihren weltweiten Absichten den christlichen Unterricht der einst führenden Stände für wichtig genug, um ihm eine große Zahl ihrer Glieder zuzuwenden. Die hohe Auffassung lieh dem jungen Lehrer die wahre Würde und führte ihn den Weg der Ruhe und Güte. Von seinem Wirken haben wir das lebenstreue Bild eines Beobachters; denn P. La Broue, sein erster Maler, war in diesen Jahren sein Schüler. Kein Künstler, sagte er, konnte je so darauf bedacht sein, nichts von dem außer acht zu lassen, was die Gemächer eines Fürsten ziert, wie Fr. Regis bedacht war, seine Schüler an Wissen und Tugend so zu vollenden, daß sie das Wohlgefallen und die Belobigung des höchsten Fürsten, Jesus Christus, verdienten. Dabei hatte es der Künstler nur zu oft mit Unzierden und lebendigem Unkraut zu tun, mit schwer beweglicher Faulheit, mit leichtem Sinn und selbst frechem Übermut; aber er ließ sich nicht lähmen und nicht erzürnen. Wenn er strafen mußte, geschah es fast kalt, mit gedämpfter Stimme und ruhigen Zügen, ohne das geringste Zeichen jener Verachtung, die niederdrückt. Die Verweise waren ernst, aber stets mit dem Unterton der Achtung und Liebe gegeben. So erreichte es Fr. Regis bald, daß man von seinen Schülern wie vom Jesusknaben sagen konnte: „Er nahm zu an Alter, Weisheit und Wohlgefallen vor Gott und den Menschen"; man kannte sie aus den andern heraus.

Dazu trug an erster Stelle sein eigenes Beispiel bei. Die scharfen Augen der Schüler sahen alles, und viele machten sich auch ihre Gedanken dazu, während anderes unbewußt wirkte. So entging es ihnen nicht, wie ihr Lehrer im Winter seine Hände nie der Kälte entzog, obwohl sie aufgesprungen waren. Seine Bescheidenheit und Anmut in Blick und Sprache, in Gang und Haltung war so hervorstechend, daß sie die Schüler nicht bloß zur Bewunderung, sondern zur Verehrung hinriß. Ein achtzigjähriger Benediktinerprior, einst Schüler des Heiligen, zeigte später einem Pater der Gesellschaft Jesu ein Heftchen voll Tugendbeispiele, die er aus Verehrung aufgezeichnet hatte; er meinte, sie genügen zur Seligsprechung.

War die Bescheidenheit des Fr. Regis eine Leuchte, so wurde seine Frömmigkeit zum züngelnden Feuer. Es darf uns nicht wundernehmen, den Lehrer der Grammatik auch reden zu hören von den Pflichten und Tugenden eines Christen, vom Himmel und von Gott und seinen Heiligen; denn jene Zeit, die im Unterricht Großes leistete, legte noch höheren Wert auf die Erziehung zum Dienste Gottes, der allein den wahren Wert des menschlichen Lebens darstellt. Wohl aber staunten seine Schüler gar sehr über die hinreißende Wärme, womit es geschah. So eindringlich ohne Aufdringlichkeit, so einfach ohne Schaustellung, so natürlich ohne Verzerrung konnte nur wahre und reiche Gottesfülle sich geben. Selten einmal verrieten auch ein nur halb bezwungenes Aufseufzen und reichlichere Tränen die Gewalt der inneren Bewegung. Fr. Regis sprach mit Vorliebe von den Andachten zum Schutzengel und zur himmlischen Mutter Maria, die dem Kindessinn besonders entsprechen. Engel und Mutter waren ihm gegenwärtig, das las man aus seiner Ehrfurcht. Und so war es auch den Schülern nicht ein aufgezwungener Befehl, sondern

die frohe Gelegenheit, ihre Verehrung auszusprechen, wenn beim Stundenschlag einer aufstand und zum Lobe Marias aufforderte: „Lasset uns die Gottesgebärerin preisen"; dann beteten alle das Ave Maria.

Wenn Fr. Regis auch in diesen Jahren an Sonn- und Festtagen in den umliegenden Ortschaften predigte und durch geistliche Gespräche den Schlüssel zu den Herzen fand, ohne jedoch den Gewissen die Ruhe und Vollendung der Sakramente geben zu können, mochte er sich bewußt werden, daß in ihm selbst noch eine Knospe sehnlichst der Entwicklung harrte. Er war bereits ein kräftiger Mann von dreißig Jahren geworden. Im Herbst 1628 riefen ihn nun die Obern nach Toulouse, zu der letzten Vorbereitung auf das Priestertum.

Aber die Stadt war jetzt von ihren eigenen Einwohnern umlagert. Es war vor wenigen Wochen die Pest eingebrochen und hatte die Häuser mit Beschlag belegt. Wer konnte, zog hinaus auf die Landgüter. Für die Seelsorge und Krankenpflege stellten sich Priester und Brüder aller Orden zur Verfügung, so daß es keinen Zweck hatte, die Studierenden unnötig der Gefahr auszusetzen. Vier Patres und vier Brüder der Gesellschaft Jesu erlagen der Seuche. — Etwas später, am 23. Mai 1630, schrieb Johannes Franziskus an seine zweite Mutter, Magdalena d'Arsen:

„Wohl schon lange haben sich die Leute nicht mehr in solchem Bangen und Zittern befunden wie seit etwa zwei Jahren. Das ist ein schreckliches Gemetzel an so vielen Orten, die sich der grauenvollen Pest nicht erwehren konnten. Hier in Toulouse haben wir ihre Knochenfaust mehrere Monate auf unserem Nacken gefühlt, doch nicht so stark wie manche andere Städte, die mehr als die Hälfte ihrer Einwohner beweinen. Das machte Eindruck auf die Tolosaner, die vor

Gleichem und Ärgerem bangten. Jetzt sind sie wieder gesund, und der Schrecken ist hinter ihnen, und sie reden sich ein, daß man sich hier nicht so arg zu fürchten brauche; die sichere Erwartung hatte nämlich viele Leute stark aufgerüttelt. Es war schon Grund da zu fürchten, aber — wohl überlegt — nicht so sehr vor der greifbaren Wirklichkeit als vor dem, was dahintersteht; nicht die Pest, sondern das schlechte Leben bringt Todesfurcht. Man sage uns, daß wir als Heilige und Freunde Gottes in seiner Gnade sterben, dann kann uns nichts erschrecken, von keiner Seite.

Ja, wenn der Mensch immer bereit wäre! Wenn sein Gewissen blank, seine Schuld erledigt und sein Verlangen zum Himmel gerichtet wäre, dann ginge ihm der Abschied von der Welt wenig zu Herzen; die Furcht schwände oder verblaßte doch. Es scheint mir mit dem guten und bösen Menschen zu sein wie mit einem unschuldigen und einem schuldigen Gefangenen. Dem Schuldigen, der das Todesurteil vor Augen hat, dreht sich allemal das Herz im Leibe herum, wenn die Tür in den Angeln geht; er muß denken, man werde ihn nun zum Galgen zerren. Der Unschuldige jedoch erwartet das Urteil der Freisprechung und schaut sehnlichst nach der Tür, ob sie sich öffne. Wenn der Böse munkeln hört, der Tod sei in der Nähe, wenn eine Krankheit ihn in die Kissen drückt, wenn die Anfälle ernst werden, ja wenn die Pest auch ihn gepackt hat, dann packen ihn Furcht und Hilflosigkeit; sein Gewissen trägt ja das Brandmal und die Seele ist übervoll vom Unrecht; da wird er wohl den Scheiterhaufen besteigen, vielmehr zur Hölle fahren müssen. Den Guten bedrängen keine Gewissensbisse, er hat nur zu hoffen; bald geht es zur Freiheit, und dann wird ihm ewige Ruhe. So kann er Furcht und Trauer aus dem Herzen weisen.

Einzig darauf bedacht, immer bereit zu sein, wird er nie überrascht, einerlei in welchem Kleid oder zu welcher Zeit der Tod sich naht; er mag nicht einmal wählen, ob Tag oder Nacht, ob Pest und Hungersnot oder einfaches Fieber." — Dann spricht der Sohn davon, wie er dennoch in Sorge gewesen sei bei der Nachricht, daß die Krankheit von Narbonne aus seine Angehörigen bedrohe, und wie glücklich jetzt, da die Ungewißheit behoben sei.

So oblag nun Fr. Regis im Landhaus des Kollegs den theologischen Studien, räumlich beengt, aber nicht beengt im Eifer. Er war schon nicht mehr ganz von der gewöhnlichen Art. Aus den Berichten der Mitbrüder müssen wir fast schließen' daß bereits die Knospe eines innigeren Gebetslebens sich entfaltete, das aus dem ganzen Leben nur eine Herzenserhebung machen möchte. Es konnte nicht lange unbeachtet bleiben, wie der Frater nach kurzem Schlaf sich wieder erhob und zum Gebete niederkniete. Der Obere wurde natürlich davon benachrichtigt; aber dieser — selbst ein hervorragender Ordensmann — muß wohl in geistiger Verwandtschaft den werdenden Heiligen geahnt haben: „Machet nur kein Aufsehen und nehmet ihm nicht den süßen Umgang mit Gott!" — Als Fr. Regis einst ein Lied von der Liebe Gottes singen hörte, packte es ihn so mächtig, daß er — wohl selbst kein guter Sänger — bald diesen bald jenen darum anging, es ihm vorzusingen gegen den Lohn eines Ave Maria; und man verdiente es gern.

Trotz der Stille der Studienjahre zog eine auffallende Unruhe in das Herz des Fraters, die Unruhe der Liebe. Wie schmerzte es ihn, wenn bald dieser, bald jener Name verlesen wurde als Opfer der Pest, aber er konnte das herrliche Opfer nicht bringen! Er hörte die Patres erzählen von der Not der Armen, die von den Angehörigen verlassen wurden, er

hörte erzählen, wie die Zügellosigkeit einriß, Tänze bei den Reichen, Diebstahl bei den Armen, und konnte nicht hingehen, um jenen zu helfen und diesen ins Gewissen zu reden. Hundertmal flehte er den Obern darum an, um ebenso oft zu hören, daß er zuerst seine Studien vollenden müsse. Und das waren vier Jahre. Doch halt — konnte er sich nicht mit weniger Jahren begnügen? Das hatte dann freilich zur Folge, daß er auf den feierlichsten Anschluß an seine so geliebte Gesellschaft, auf den Rang eines professus S. J., verzichten mußte. Auch manches Amt wird ihm verschlossen bleiben und in den Ordensversammlungen wird er kein Stimmrecht haben. Das war ein schweres Gewicht; doch die Liebe drückte die Wage nieder. Sie hatte bereits jene nicht seltene Furcht besiegt, sich überhaupt dem Priestertum mit seiner schauervollen Nähe Gottes zu unterziehen; sie ließ ihn wiederum beim Obern anklopfen. Dreißig Messen werde er für ihn lesen, wenn er ihm dazu helfe, früher Priester zu werden; die Wohltat sei es wert. Eine solche Bitte mußte als ungewöhnlich bezeichnet werden. Aber ungewöhnlich waren auch die Demut und die Liebe des Fraters; es drängte offenbar das Feuer des Herzens Jesu, und diesem wollte der Obere nicht wehren[1]. „Nachdem es den Obern so gefallen hat", konnte

[1] Die Gründe, die den Frater zur ungewöhnlichen Bitte bestimmt haben, sind uns nicht von ihm selbst aufgezeichnet worden. P. La Broue hebt besonders die heilige Ungeduld der Liebe hervor, die den Frater auch die Opfer seines Schrittes wenig hoch anschlagen, vielmehr freudig bringen ließ. Zu derselben Zeit wirkte in Toulouse P. Odon de Gisseu, ein coadiutor spiritualis, geistlicher Helfer, wie in der Gesellschaft Jesu der niederere Grad der Priester heißt. Als solchen zog es diesen Pater vor allem zur Seelsorge der Armen; während der Pest hatte er im besondern die erkrankten Gefangenen übernommen. Und dennoch beherrschte der demütige Mann die hebräische und griechische Sprache vollkommen, und er war imstande, die Führer der Irrgläubigen in öffentlicher Zwie-

Johannes Franziskus nun bald an seine Pflegemutter schreiben, „werde ich am folgenden Sonntag, dem Feste der heiligen Dreifaltigkeit, das erste Meßopfer darbringen und dann alle Tage, es hindere mich denn Krankheit. Sie wissen um meine Liebe und wie Ihre Wünsche mir Befehl sind; dennoch möchte ich es sagen, daß ich Sie dem hehren Opfer beigeselle." — Am 15. Juni 1631 stand der neue Priester zum ersten Mal zum Opfer und zur Wandlung am Altare. Er trat mit Jesus in das Zelt des Allerhöchsten. Das las man aus seinem heiligen Anblick und wurde es selber ergriffen inne.

Die Blüte, die sich nun voll entfaltet hatte, trug als Honig die Salbung des Heiligen Geistes. „Empfange den Heiligen Geist", hatte der Bischof zu ihm gesprochen. Was P. Regis empfangen, das gab er nun nach dem Geiste Gottes weiter. Er wirkte in der Kraft des Geistes, als er sogleich für die Wahrheit eintrat, sogar gegen einen Geistlichen, der Verwirrung in den Seelen angestiftet hatte. Er wirkte ferner in der Milde des Geistes. P. Regis war genau; aber jene Ängstlichkeit und Härte, die die Seelen nur beschweren, waren ihm fremd. Er wollte geben, was er empfangen hatte, den süßen, heiligen Geist. Es eignete ihm eine eigene Gabe, die Sünder zu locken und mit Gott zu versöhnen.

Nun, da P. Regis alle Tage den Heiland in der Messe opfern durfte, glaubte er mehr Recht zu haben, auch sein Leben beizulegen. Er bat den Obern, ihn nun zu den Pestkranken zu lassen; man möge jene schonen, deren Leben nützlicher sei, an ihm verliere die Gesellschaft nicht viel. Es scheint, daß die Bitte in etwa erhört wurde. Es stand jedoch

---

sprache ihres Irrtums zu überführen, was ihm mehr als einmal eine Todesdrohung einbrachte. Ob ein solches Beispiel demütigster Liebe nicht auch den gleichgestimmten Fr. Regis in seinem Vorhaben bestärkt hat?

dem Pater das Tertiat, ein drittes Probejahr, ähnlich dem Noviziat, bevor. Dieses schloß sich in Toulouse selbst, im Herbst 1631, an. Hier sollte der junge Priester sich in das vollste Verständnis der Verfassung und der Ziele des Ordens einleben. Die Ziele sind die des Heilandes selbst. Darum wird vor allem Jesus selbst studiert, namentlich in den dreißigtägigen Exerzitien. Aber schon bald nach den großen Exerzitien rief ein Auftrag des Pater Generals Mutius Vitelleschi den P. Regis mitten aus der geistlichen Saat ab. Er wurde bereits für reif genug gehalten, von der Übung zur Ausübung überzugehen.

Der Anlaß, der störend eingriff, hatte zunächst ein weltliches Gesicht. Es handelte sich um das väterliche Erbe und den gefährdeten Frieden in der Familie. Der Vater hatte dem ältesten Sohne die Hälfte der Güter zugewandt, während aus der andern Hälfte vier Teile werden sollten. Das gab Unstimmigkeiten, die nun der geistliche Sohn lösen sollte. P. Regis suchte der Sache auch eine gute Seite abzugewinnen und sann ernstlich auf eigenen Gewinn. Da kann ich ja, sagte er sich, das üble Beispiel meiner Jugend gutmachen, und dann eröffne ich eine Mission; so verhelfen mir die Erdengüter zu einer Perle, zu den Seelen, die ich für Jesus gewinnen will.

Zu Fuß und von Almosen lebend kam P. Regis in Fontcouverte an. Der Pater schien vergessen zu haben, wer seine angesehenen Verwandten waren, so eifrig stöberte er in den Hütten herum nach den Armen und Kranken. Bald begleiteten ihn, wo er stand und ging, Kinder und Bettler. Jenen erzählte er vom Himmel und den Heiligen, diese klagten ihm ihre Not, wohl wissend, daß er für sie bei den Vermöglichen anklopfe und mit besserem Erfolg als sie. — Es war damals

zwar nicht die Pest, aber doch etwas Schlimmes im Ort, Einquartierung der zuchtlosen Söldner. Was diese bedeutete, kann man aus den Aufzeichnungen des Ortsgeistlichen Bordeaux ahnen. In der Sterbeliste verzeichnete er nicht selten als Todesursache: die Kriegsleute. Ihn selber warfen die Unholde, nachdem er sie bewirtet hatte, ins Herdfeuer. Den P. Regis begrüßten sie mit lautem Halloh, als er, einen Strohsack auf dem Rücken, über den Kirchplatz kam. Doch P. Regis trug an dem Spott nicht schwerer als an dem Strohsack; doppelt glücklich legte er diesen bei einem verlassenen Kranken, der auf der bloßen Erde lag, nieder. Die Verwandten dachten freilich anders über die Leibwache der Bettler und die Hintansetzung des Ansehens und ließen es den Pater wissen. Aber dieser belehrte sie, daß er in den Armen das vornehmste der Menschenkinder, Jesus, sehe, und daß der Spott der Soldaten ihn wie Gewürz zur süßen Speise dünke. Die Bewohner des Ortes sahen nun mit Bewunderung auf ihren einstigen Mitbürger und kamen gern zur Kirche, um ihn predigen zu hören. P. Regis predigte jeden Morgen und unterrichtete dann die Jugend. Den übrigen Teil des Tages weihte er den Mühseligen und Beladenen, teils im Beichtstuhl, teils durch Pflege und Almosensammeln. Am Abend gab es eine zweite Predigt. Suchte man den Pater in der Nacht, dann mußte man sich zur Sicherheit erkundigen, ob vielleicht irgendwo jemand am Sterben sei; dort war er zu finden.

Der Pater Provinzial La Caze durfte mit Recht an den Pater General schreiben: „P. Regis hat mit gutem Erfolg die Mißhelligkeiten in seiner Familie beigelegt. Er hinterließ in seiner Heimat den starken Duft der Heiligkeit und hat viele Seelen für Gott gewonnen, teils durch die stille Sprache einer seltenen

Tugend, teils durch gotterfüllte Gespräche und besonders durch seine Predigten, die den Geist Christi hauchen. Durch den Eifer für das Heil der Seelen hat er sich in das Herz seiner Landsleute eingeschmeichelt." — Es war die erste größere Arbeit des P. Regis gewesen, ein glückliches Vorspiel des späteren Lebens. Eigene Heiligkeit, einfache aber wirkungsvolle Predigt und aufopfernde Liebe zu den Armen werden seine Erfolge weben.

Erste Tätigkeit.

Anfang Februar 1632 verließ P. Regis seine Heimat, ebenso arm wie er gekommen war; halbwegs, in Carcassonne, mußte ihm der Verwalter des dortigen Hauses der Jesuiten mit vier Livres aushelfen. In Pamiers war einer der Lehrer krank geworden, und P. Regis sollte ihn für den Augenblick ersetzen. Der Pater Provinzial hatte aber seine Fähigkeiten bereits erkannt und darüber an den Pater General berichtet: Nach einstimmigem Urteil offenbare P. Regis eine ungewöhnliche Gabe für die Arbeiten eines Wanderpredigers, wie auch ein brennendes Verlangen danach. Obwohl unwiderstehlich auf der Kanzel und im Verkehr, wisse er selbst nicht darum; er hungere nur nach dem Kreuz und den Mühen. Darum seien alle der Ansicht, man solle ihn den Missionen zuteilen. — Und so kam es. P. Regis hatte für diese Arbeiten noch neun Jahre seines Lebens übrig, nicht ganz soviel wie der hl. Franz Xaver, als der Gehorsam diesen nach Indien schickte. Als erster Standort wurde ihm Montpellier zugewiesen, richtiges Missionsland.

Montpellier, die Geburtsstätte des hl. Rochus, war berühmt durch seine medizinischen Schulen. Die Stätten der selbstbewußten Bildung waren aber vielfach die Eingangspforten

der unkirchlichen Neuerung, der Reformation, gewesen, und so wurde auch Montpellier ein Hauptsitz der Hugenotten. Aber noch immer riefen die Glocken der katholischen Kirche zur Feier der heiligen Messe; ja durch den Eifer der beiden PP. Richard Corbiéran und Alexander Regourd, die seit 1600 dort wirkten, war sogar Boden gewonnen worden. Da beschlossen die kalvinischen Machthaber, den Priestern den Mund zu schließen, und verboten im Jahre 1621 jeglichen Gottesdienst. In einer Dezembernacht des Jahres zogen Banden von einem Gotteshaus zum andern, schlugen alles kurz und klein und ließen kaum noch die Mauern übrig. Statt des reinen Glockentones hallte brüllend das A bas! durch die Straßen: Nieder mit der Messe! — „Eine verwünschte Freiheit!" so schrieb der Chronist einer Bruderschaft in sein Buch. — Doch Gewalt hat Gewalt als Echo. Ludwig XIII. bemächtigte sich der Stadt und gab den Katholiken die Freiheit des Verkehrs und des Gottesdienstes zurück. Freilich mußte noch einige Jahre eine Besatzung in der Stadt bleiben. Aber bereits 1627 konnte man es wagen, am Feste der unbefleckt Empfangenen das alte Stadtwappen, das Bild der Mutter Gottes, wieder herzustellen. Im Jahre 1629 genehmigte der König die Eröffnung eines Jesuitenkollegs, von dem er bessere christliche Erziehung und besseren Unterricht in Philosophie und den schönen Wissenschaften erhoffte. Eine edle Dame schenkte ein Haus und die Stadt überließ die Bohlen der aufgelassenen Pesthütten zur Erweiterung des Gymnasiums. Endlich gab der Bischof den Platz für eine Kirche.

So standen die Patres noch fast am mühevollen Beginn. Außer P. Regis oblagen zwei andere Patres ganz den seelsorgerlichen Arbeiten. Dennoch konnte der Annalist des Hauses Ende 1632 berichten: „Unser Prediger hatte guten Erfolg, und

Gott hat seine Worte gesegnet. Mehrere Prozesse wurden abgebrochen; die Verwaltung des Hospitals ist neu geordnet. An drei Orten wurde für das Volk Katechismusunterricht gegeben. In den Kindern ist der Funke des Glaubens zum Feuer geworden, das auch die Eltern ergreift; man hört in den Häusern die gereimten Glaubenslehren singen. Wir hatten fünfzig Abschwörungen. Die protestantischen Familienhäupter werden mehr und mehr ruhig; trotz lebhaften Einspruchs der Diener am Wort haben einige uns ihre Kinder geschickt."

Der Liebe traut man es zu, daß sie wohlwolle und darum wahr sei. Darum hat Jesus seine Wunder gewirkt, und darum wollte auch P. Regis vor allem Wunder der Barmherzigkeit üben; bald kannte und nannte man ihn nur den Armenpater. Das Stroh für die Betten der Armen bettelte er von Tür zu Tür und legte es selbst in ihren Behausungen nieder; der Gefährte, der ihn der Regel gemäß begleitete, mußte sich mit dem Zuschauen begnügen. Seinen Bitten konnte man nicht leicht etwas versagen. Am Vorabend der Sonn- und Festtage sprach der Pater regelmäßig bei den reicheren Leuten vor. Er möchte ihnen, sagte er, ein schönes fröhliches Fest bringen. Nichts werde die Heiligen mehr ehren und nichts dem Geber selbst größere Fröhlichkeit gewähren als eine Gabe für die Armen. Habe doch Christus selbst gesagt, daß man damit ihn kleide und nähre. — Welche Hausfrau hätte widerstehen können, wenn er für den Herrn und Heiland ein kräftiges Süppchen oder Geflügel erbat; er sei krank. Auch Geld konnte P. Regis gebrauchen; denn Arznei und Arzt kommen nicht von selbst. So sahen die Kranken allerlei, wovon sie nicht geträumt hatten. Wie staunten sie aber, als sogar vornehme Leute bei ihnen eintraten und sich

um sie umsahen! Wie der Heiland und die Apostel, so benützte auch P. Regis — er konnte ja nicht alles selbst tun und nicht immer dableiben — die Dienstwilligkeit der frommen Frauen. P. La Broue sah noch viele Jahre später die Liste von dreißig Damen, die die Sorge für die Gefangenen übernommen hatten und sich verpflichteten, jede an ihrem Tag des Monats ihnen das Essen zu bringen.

Doch es gab in Montpellier noch schlimmere Gefangene. Wie sollten in einer reichen Studentenstadt sich nicht auch Frauen und Mädchen gefunden haben, die aus sündhaftem Umgang Geld und Genuß zogen? Durchaus nicht lichtscheu; denn gerade an den belebtesten Straßen lauerten sie auf Beute. Aber gerade dort machte sich auch der eifrige Seelenjäger an sie heran. Wohl schauten sie ihn mit den Augen überraschter Löwinnen an; aber dieser Mann sagte ihnen ganz unbefangen und ebenso freundlich wie eindringlich, sie möchten umkehren von ihren Wegen und mit ihm kommen. Viele derselben folgten und wurden da und dort bei guten Leuten sicher untergebracht; man staunte über ihr unschuldiges Leben und noch mehr, als eine derselben sich sogar dem Spitaldienst weihte.

P. Regis oblag dem Werke der Bekehrung mit einem gewissen Feuereifer, dem schüchternes Abwarten fremd war. Überzeugt, daß er mit dem wahren Glauben das größte Gut bringe, hielt er sich stets für willkommen und bot höflich seinen Dienst an. Es konnte nicht ausbleiben, daß er dabei hie und da hintergangen oder enttäuscht wurde. Einst bemühte er sich erfolgreich beim protestantischen Gerichtsherrn um die Freigabe eines Zimmermädchens, das wegen Diebstahls gestäupt werden sollte. Es war kalvinisch, ließ sich aber für den katholischen Glauben gewinnen; frei geworden, kehrte es jedoch demselben sofort den Rücken. Doch Mißerfolg hatte ja auch

den Heiland nie abgehalten, seine Lehre und seine Wohltaten in verschwenderischer Fülle anzubieten.

Man staunte auch bereits über die Macht der Worte des jungen Missionärs. Manchmal hielt derselbe mitten in der Predigt inne, nicht aus Vergeßlichkeit, sondern wie um die Kraft und Ergriffenheit des Geistes zu sammeln, oder weil die Stimme vor heftiger Gemütsbewegung versagte. Die Erschütterung der Herzen war aber kein Feuerwerk; denn der Pater ging stets in ungezwungenem, vertraulichem Gespräch von der Erklärung einer Wahrheit aus. Dennoch erregte die Weise, zu predigen, anfangs Aufsehen. Es reizte den P. Wilhelm Pascal, einen viel gerühmten Redner, seinen Mitbruder einmal zu hören. Da sah er eine volle Kirche und Leute jeden Standes, sah bald, wie ihnen in lebhaftem Schmerz die Tränen über die Wangen rannen. Ach, sagte er sich, wie unnütz ist unsere Mühe, jedes Wort vor den Spiegel zu halten! Siehe, welchen Zulauf hat die einfache Katechese dieses heiligen Redners und welchen Gewinn haben die Seelen, während unsere Weihrauchreden fast ohne Frucht verduften.

Über dieselbe Frage der fruchtreichen Predigtweise geriet P. Regis mit einem seiner Begleiter, einem jungen, kaum dem Noviziat entwachsenen Pater, in eine kleine Erörterung. Von guter Absicht geleitet und von der Gutherzigkeit des P. Regis ermutigt, glaubte dieser dem erfolgreichen Redner andeuten zu müssen, er möchte an seinen Predigten mehr Studium durchblicken lassen, es sei alles so gewöhnlich. Der Pater erwiderte, das bringe keinen Gewinn und passe auch weniger gut zu der Schlichtheit des Evangeliums. Er wurde aber doch nachdenklicher, als sein Begleiter darauf bestand, daß man den Ansichten und Schwachheiten der Zeit Rechnung

tragen müsse, daß eine sorgfältig gefeilte Rede von apostolischem Geist durchweht sein könne und daß man die Beredsamkeit der Kirchenväter wohl nicht verdammen dürfe. Mit der nächsten Predigt glaubte nun P. Regis die Zufriedenheit seines Genossen erworben zu haben und bat ihn, mit seiner Ansicht frei herauszurücken. Das tat dieser weidlich, eine halbe Stunde lang und ohne unterbrochen zu werden. Nach der freundlichen Miene des Zuhörers zu schließen, mußten es schmeichelhafte Worte sein. Weit gefehlt. An der Stimme war auszusetzen und an den Gebärden, sogar an der Kraft und rechten Folge der Beweise, ganz zu schweigen von den rednerischen Schmuckmitteln. Daß so etwas auch einer heiligen Seele nicht wie Honig schmeckt, konnte man nur an einer kleinen Verwirrung und leichten Röte des Antlitzes merken. Aber P. Regis ermannte sich herzhaft und bat jenen, er möge nur alles sagen. Für einmal sei es genug, meinte dieser, der das Gespräch selbst später erzählte.

P. Regis blieb verständigerweise bei der natürlich einfachen und gemeinverständlichen Art zu sprechen; es war seine Art. Der Heilige Geist liebte es von jeher, das Kleine für seine großen Werke zu verwenden. Übrigens waren die Predigten des Paters nicht ohne Arbeit. Es darf dabei weder die lange wissenschaftliche Vorbereitung — mehr als sechs Jahre — noch die unausgesetzte Arbeit an seiner eigenen Heiligung übersehen werden. Er hatte sich mit Christus erfüllt und wollte wiederum nur Christus geben; darum mied er den rednerischen Prunk, der leicht selbstgefällig werden kann. Seine nächste Vorbereitung waren lange Betrachtung und Gebet. In der Betrachtung erfaßte er die Wucht der Wahrheiten, und das Bittgebet zog den Segen Gottes herab. So vom Heiligen Geist entflammt, vermochte er wieder andere zu entflammen.

Die Arbeit in Montpellier wurde unterbrochen von einer längeren Mission in Sommières und Umgegend, halbwegs an der Straße nach Nimes gelegen. Dort hatte siebzig Jahre früher Viret, den Kalvin sein anderes Ich nannte, gegen Priester und Mönche, gegen Steuern und Zehnten gepredigt. Mit gutem Erfolg; denn nur eine Familie blieb fest. Auch jetzt noch war fast der ganze Ort kalviniſch, und die wenigen Katholiken verſteckten wohl ihr kirchliches Leben, nicht aber die böſen Sitten. Hier waren alſo die Katholiken wie die Andersgläubigen zu gewinnen. Dabei hatte P. Regis nicht das Lockmittel jenes Viret: Werfet das Joch der Kirche ab; er mußte vielmehr die Leute bewegen, ſich demütig unter das Joch zu beugen und dem Zügel der Kirche zu folgen. Über den Erfolg war P. Regis ſelbſt wie ſprachlos; denn die Sprache der Gnadenwunder ſpricht nur Gott. Die Katholiken waren andere Leute geworden, und manche Proteſtanten ſchloſſen ſich nun freudig einer Kirche an, die ſie jetzt als heilige erkannten.

Zur Feſtigung des Glaubenslebens erneuerte P. Regis die Bruderſchaft vom heiligen Altarſakrament, und vielleicht verdankt auch die im Jahre 1690 als ſehr alt bezeichnete Gewohnheit der ewigen Anbetung ihm die Anregung. Jene Bruderſchaft hatte damals eine beſondere Bedeutung; hob ſie doch das am meiſten umſtrittene Bekenntnis zum Heiland im heiligen Sakramente und in der Meſſe beſonders hervor und führte die Seelen zum eifrigen Empfang des Lebensbrotes. Die Bruderſchaft blieb auch in den folgenden Jahrzehnten in Blüte, und ihr iſt es wohl zu danken, daß die Katholiken des Ortes bald mehr als die Hälfte der Einwohner ausmachten.

Der hl. Paulus wies die Korinther darauf hin, wie er allen alles habe ſein wollen, um alle für das Evangelium

zu gewinnen. Auch P. Regis sollte Gelegenheit haben, sich als wahren Freund zu erweisen. Es trieben sich zu gleicher Zeit Gruppen von Söldnern in jener Gegend herum. Sie sollten den Frieden aufrecht erhalten, waren aber gefürchtet wie Feinde, denn sie raubten und machten sich selbst bezahlt. Bereits hatten die Bewohner eines Ortes ihre Habe in die Kirche gebracht, aber die Soldaten kamen auch dahin, nicht um zu beten. Doch an der Türe trat ihnen P. Regis furchtlos gegenüber und machte ihnen ernsthaften Vorhalt. Ja, er packte den nächsten, der sich an ihm vorbeidrücken wollte, und donnerte ihn an: „Zurück, du gottloser Frevler! Du sollst mir keinen Fuß ins Heiligtum setzen! Du magst mich niederstoßen, aber wisse, daß Gott dann auch dich erschlägt." Die Soldaten, wohl Katholiken, ließen von ihrem Beginnen ab. — Nicht so gelehrig war eine Bande Hugenotten, die einem Bauer das Haus anzünden wollte, wenn er nicht soundso viel Geld gebe. P. Regis hörte davon und eilte herbei, nur eine Furcht im Herzen, daß er zu unwert sei, um ein Martyrer der Liebe zu werden. Es flog ihm denn auch nur ein Haufen Zwiebeln um den Kopf, nebst andern Liebenswürdigkeiten. Da suchte der Pater den Hauptmann auf. Dieser war sehr erstaunt über den Pater, nicht über seinen Mut — den achtete er —, aber darüber, daß derselbe kein Wörtlein von dem ihm angetanen Schimpf verlauten ließ, von dem auch er bereits wußte. P. Regis gab die schöne Antwort: „Herr Hauptmann, Jesus hat den Boten seines Evangeliums einen Lohn versprochen, daß sie die Beschimpfungen mit ihm teilen dürfen. Die wahre Kirche verlangt darum von ihren Dienern, daß sie geduldig stillhalten, ja mit Liebe lohnen. Soll ich nun diese Kirche in den Grundsätzen verleugnen? Nein, ich habe nur eine Bitte an Sie, Herr Hauptmann, schützen Sie die

Leute vor den Soldaten." Der Bitte wurde in edler Weise entsprochen.

Fürwahr, dieser Mann hatte das Herz am rechten Fleck und er entsprach den Erwartungen der Obern nicht weniger mit seinen natürlichen Gaben als mit seiner Hingabe an die aufgetragene Arbeit. In diesen Jahren nahm P. Regis auch in der Gesellschaft Jesu endgültig seinen Rang ein; er legte am 6. November 1633 die letzten Gelübde ab. Der Platz war freilich demütig; P. Regis hatte ja auf die feierliche Profeß aus übergroßem Seeleneifer verzichtet. Somit war sein Titel nur der eines „geistlichen Helfers". Aber in diesem Titel war eine lebendige Seele, die eine Seele, die den ganzen Orden, vom Stifter bis zum letzten Novizen, durchpulste: „Das Möglichste zur Ehre Gottes!" Auch sie soll — das ist die Bedeutung der „letzten" Gelübde — kein Sterben mehr kennen! Weh nur dem armen Lebensfünklein des Leibes, das ihr Drang, zu schaffen und zu opfern — auch über das Mögliche hinaus —, aufzehren wird!

Ausschau.

Steinig war der Boden, der dem P. Regis nun zugewiesen wurde. Aus dem Paradies der Mittelmeerküste ging es ins Bergland von Vivarais, Le Forez und Velay, drei Landschaften der rauhen Cevennen. Die Berge sind hoch und unwegsam, namentlich im vereisten Winter. Dieser Winter ist auch heute noch schreckhaft. Die Schneemassen häufen sich bis fünf Meter Höhe; der eisige Sturm, der nun über sie hinbraust, rüttelt an den Häusern, deren Dächer mit schweren Steinen belastet sind. Einst deckten mächtige Wälder den Boden, der kein Brot geben wollte; Herden von Wölfen betrachteten sie als ihr Eigentum.

Steinig war das Land auch dem Seelsorger. Das Volk der Berge war wohl kernhaft. Aber seitdem die Irrlehre Kalvins das südliche Frankreich zum großen Teil erobert hatte, waren die Zügel gelöst, und ein Bruderkrieg folgte dem andern. Das sind aber die bösesten Zwiste, gar wenn noch die Glut religiösen Hasses sie anfacht. Schreien und Entsetzen hallte durch die Täler. Es gelang endlich den Königen, die die Einheit der Religion schon um der Einheit des Staates willen nicht fahren lassen mochten, sich der größeren Plätze zu bemächtigen. Aber in den schwer zugänglichen Cevennen war den Kalviniſten kaum beizukommen. Man mußte sich damit begnügen, an einigen Orten drohend aufzutreten, wie z. B. bei der Zerstörung von Privas, und andernorts die Augen zu schließen.

Daraus ergab sich die Lage der Dinge zur Zeit, als P. Regis dort wirkte. Die Hugenotten bildeten vielfach noch die Mehrheit der Bewohner, und mit dem Adel war auch der größere Einfluß auf ihrer Seite. Das Feuer des Hasses schien gedämpft, aber die Asche war noch heiß. Viele Kirchen lagen in Trümmern; Kelch und Meßgewand waren mancherorts zur Seltenheit geworden. Allgemein klagte man über die Verrohung der Sitten. Trunkenheit und Unzucht, Betrug und offener Raub waren nunmehr Sitte geworden, so allgemein, daß darin Hugenott und Katholik sich kaum unterschieden. Das Leben der Geistlichen sogar gab an manchen Orten Ärgernis. Der Unterricht lag danieder und das katholische Leben ging in einigen äußern Gebräuchen auf. — Wer sich also unterfing, diese Landstriche dem wahren Glauben zurückzugewinnen, wer an die sittlichen Zustände nicht bloß rühren, sondern sie umwälzen wollte, der mußte fürwahr jenen Wunderglauben haben, der Berge versetzt; der mußte nicht bloß ein Leben

einsetzen, sondern mit jeder Stunde des Lebens geizen; der durfte sich keine angenehmen Tage versprechen, wohl aber mühselige; der mußte mit Hindernissen rechnen, gegen die die unwegsamen Berge liebliche Hügelgegend waren.

Aber diese Männer haben sich gefunden. Am 16. Februar 1634 sprach ein hl. Vinzenz von Paul dem Missionär Coudray sein Verlangen aus: „Hören Sie, hochwürdiger Herr, was mein Herz dem Ihrigen sagen will: Daß es fast erdrückt wird von dem Verlangen, in die Cevennen zu gehen und dort zu arbeiten und zu sterben, und daß es noch dorthin ziehen wird, wenn nicht Sie mir zuvorkommen. Der Bischof schreit nach Hilfe: Einst habe jenes Land im ganzen Königreich an Frömmigkeit nicht seinesgleichen gehabt; jetzt sei es in Sünde versunken, und das Volk sterbe vor Hunger nach dem Worte Gottes." — Bereits wohnten die Bischöfe wieder in ihren Sprengeln, was von ihren Vorgängern nicht allweg gesagt werden konnte, und bereisten ihr Gebiet. Sie sorgten für gute Priester und wurden auch von den Kapuzinern, Rekollekten, Jesuiten und andern Ordensleuten eifrig unterstützt. P. Regis wird nur einer dieser Männer sein, freilich nach der Absicht Gottes und dank seiner Hingabe an sie in außerordentlichem Maße. Nach der Absicht Gottes sollten die der heiligen Kirche entfremdeten Völker des südlichen Frankreichs die Heiligkeit dieser Kirche wie zum Greifen nahe vor Augen haben, in dem heiligen Leben und gnadenreichen Wirken eines heiligen Mannes.

Die Reihenfolge seiner Arbeiten ergab sich zumeist aus der Nachfrage. Es rühmen sich heute noch etwa fünfzig Ortschaften, daß P. Regis dort geweilt und gewirkt habe. Doch müssen wir diese Orte zur Zeit der Missionen fast wie Wallfahrtsorte der ganzen Umgegend ansehen. — In besonderer Weise

erfuhr die Stadt Puy den Segen seines Wirkens; das dortige Kolleg der Gesellschaft Jesu wurde ihm zum Wohnsitz und zum Ausgangspunkt für die Missionen angewiesen. Stadt und Land teilten sich in die Monate des Jahres, anscheinend jedoch in umgekehrter Weise. Jedermann geht im Sommer aufs Land und in die Berge, und im Winter zieht man sich in die wohnlicheren Städte zurück. P. Regis jedoch finden wir im Sommer in der heißen Stadt und im Winter auf den eisigen Höhen. Er suchte ja nur Seelen, und diese fand er in jenem gebirgigen Lande am besten zur Winterszeit. Und noch etwas fand er dabei, was er mit heißem Verlangen suchte, Mühsale und Entbehrungen; das waren seine Einzahlungen bei Gott, und er führte nicht Buch darüber.

Auch in der Arbeit kannte P. Regis fast kein Maß. Er fühlte ganz wie der hl. Paulus, der von sich schreibt: „Ich stecke überall in Schulden, bei den Griechen und bei den Barbaren, ich schulde mich den Weisen und den Einfältigen" (Röm. 1, 14). Fürwahr, so schindet sich kein verschuldetes Bäuerlein ab. Wir können nicht alle Arbeiten des P. Regis anführen, sie würden durch ihre stete Wiederholung ermüden; es muß genügen, das eine hier, das andere dort zu erwähnen. Doch sei so ein „Tagwerk", wie viele Zeugen es beobachteten und verbürgten, vor Augen gestellt. Vor allem war der Tag nicht lang genug dafür; darum wurden dem Schlaf nur zwei, höchstens drei Stunden gegönnt. Für eine längere Ruhe war auch das Bett nicht eingerichtet — eine bloße Bank; aber es hatte einen Vorteil: der Pater war für jeden nächtlichen Ruf sogleich fertig. Nun kamen Betrachtung und Gebet an die Reihe, und zwar ausgiebig. Da wurden die Worte, die er bald sprechen sollte, eingetaucht in die lichte Wahrheit Gottes, in die Wucht seiner Majestät, in die Glut seiner

Liebe; da wurden die Sünder der göttlichen Gerechtigkeit abgerungen. Dann, noch vor dem Sonnenstrahl, ging es in die Kirche zur Predigt; an Zuhörern fehlte es nämlich sehr bald nicht. Bereits galt es, im Beichtstuhl die Früchte der Buße und Umkehr zu ernten. Den Vornehmen war es nicht leicht, da an den Pater heranzukommen; so dicht drängten sich die Armen und die verwilderten Seelen um ihn; das war ihr Mann. „Und ihr seid mein Anteil", ließ P. Regis sie oft genug wissen, „die Vornehmen finden schon leichter ihren Beichtvater." So wurde es spät, bis er zur heiligen Messe kam. Dieser folgte die Christenlehre. Nun war es Zeit zum Mittagessen — ein Frühstück war in jener Zeit noch nicht in Übung. Oft konnte man freilich nur sagen, es wäre Zeit zum Mittagsmahl gewesen; denn dieses entging ihm nicht selten, er brachte es nicht über sich, die Leute stehen zu lassen. Viel war zwar auch dann nicht verloren; denn der Pater begnügte sich mit Brot und Früchten, wozu er Wasser oder etwas Milch trank. Den Wein versagte er sich ganz und er suchte auch Fleisch, Fisch oder Eier möglichst fernzuhalten. Solche Sachen brachte er lieber den Kranken, die er nun aufstöberte und denen er, ebenso wie den Gefangenen, den Nachmittag weihte. Am Abend ging es wieder auf die Kanzel. Hernach hatten zwei ihre Last, der Pater — selbstverschuldet — mit dem Beichtstuhl und der Pfarrer, um ihn endlich von dort herauszubringen. Bloße Mahnungen taten es nicht, es brauchte wohl einmal die Mithilfe kräftiger Arme. Zuweilen drängten die Beichtkinder selbst, aber zumeist taten sie es dem Pater in Hartnäckigkeit gleich. Erstaunt erkannten sie hie und da an einer Ohnmacht desselben, daß er doch auch ein Mensch sei. Dennoch fügte P. Regis regelmäßig harte Geißelung und Bußgürtel bei. Durch die Buße wollte er

der Gefahr wehren, schal zu werden, und die Kraft zur Bekehrung so vieler verderbten Seelen gewinnen. — War die Hauptarbeit am Ort getan, dann schlossen sich die Ausflüge in die benachbarten Weiler und Gehöfte an, wo sich dieselbe Arbeit wiederholte. Und so ging es nun all die Jahre hindurch. Die Leute fühlten es sehr bald, sowohl aus diesem sich abgestorbenen Leben wie auch aus den Werken der Liebe, daß sie einen Heiligen vor sich hatten. Sein ganzes Leben rief ihnen zu: Ja, es gibt einen großen, heiligen Gott, und die Liebe dieses Gottes zu euch verzehrt sich in der Liebe seines Dieners zu euch. Seht hier diese Hand, ausgestreckt und stark genug, um aus der Tiefe zu erheben! Fühlt an dem Schlag des Herzens, wie nah euch Gott ist!

Dem P. Regis war der Boden noch nicht steinig genug; es gelüstete ihn nach der Mission von Kanada. Dort waren seine Mitbrüder den Ansiedlern in die Waldwildnis gefolgt und bereits vorgedrungen zu den blutigen Wigwams der Indianer. Dort gab es noch verlassenere Seelen, und dort winkte die Aussicht auf das Blutzeugnis für Christus, falls man nicht schon vorher den Mühseligkeiten erlag. Da sei er der rechte Mann, meinte P. Regis, schon allein aus dem Grund, weil sein Verlust keine große Lücke bedeute. Zudem glaubte er, das Drängen Gottes zu spüren. So wandte er sich am 15. Dezember 1634 mit dieser Bitte an den Pater General, mit der eindringlichen Begründung, er würde sonst glauben, sich gegen den Ruf Gottes zu verfehlen. „Ich eröffne mich in froher Stimmung und bitte und flehe, mich zu erhören; ich mag daran gar nicht zweifeln, so groß ist mein Vertrauen auf Ihre Geneigtheit. Eure Paternität kennen wohl, soviel ich weiß, meine kräftige Gesundheit. Möchte auch die Tugend Schritt halten! Doch ‚die Kraft wächst in der Schwach-

heit' (2 Kor. 12, 9). Ja, ich werde erstarken und an der Hand Gottes emporsteigen über die Schwierigkeiten, die sich inmitten eines so widerspenstigen Volkes auftürmen." — Die Antwort des Pater Generals ist vom 29. Januar 1635: „Es gefällt mir das edle Verlangen nach Gottes Ehre, nach dem Heil der Seelen; ich danke Gott, der es Ihnen eingegeben hat. Es wird ihm Rechnung getragen werden, sobald es gut ausgereift ist. Halten Sie es vorläufig im Gebet lebendig und lassen Sie es in der Übung der Tugenden erstarken; dort sind die Schwierigkeiten nicht mehr weit fort wie jetzt, sondern müssen angepackt werden. Ich bestätige, daß ein solches Sehnen vom Himmel kommt, und darum sollen wir es bewahren und pflegen wie seinen Preis, ein Tröpflein vom Blute Christi. Ich hoffe, darin werden Sie meine Anempfehlung übertreffen, und empfehle mich vielmehr in Ihre heiligen Opfer."

Der Pater General nimmt seinen Bittsteller noch nicht als fertigen Heiligen. Es zeigte sich jedoch bei diesem keine Verletztheit, vielmehr lebhaftes Tugendstreben, wie wir es noch sehen werden. Der Mitbruder, der den P. Regis in einem unbeachteten Augenblick unter der Dachtraufe stehen sah, mag den Kopf geschüttelt haben über das, was dem Pater wohl eine Vorübung war. Neidisch hörten die Mitbrüder den Pater sich rühmen, daß die Irokesen ihn bald zum Martyrer machen werden. Aber sie verfehlten nicht, ihm die Hoffnung auszureden; man komme überhaupt kaum dorthin. Schon vor Jahresfrist, am 20. November 1635, setzte P. Regis wieder an zu einem Brief an den Pater General: „Eure Paternität haben mir in offenbarer Gewogenheit geantwortet, daß Sie meinem Verlangen nach der Mission in Kanada Rechnung tragen werden, sobald es reif sei. Nun ist bereits ein Jahr verflossen, seit jene Sehnsucht keimte. Sie hat den Winter überstanden, hat im

Frühling geblüht und wurde im Sommer und Herbst gezeitigt. Die Frucht ist reif; möge Ihre Güte, ich beschwöre Sie bei Gott, sie lesen und auslesen! Es gibt wohl solche, die mich von der Mission abschrecken wollen, als ob man, wie ihnen scheint, sich kaum Hoffnung machen dürfe. Woher diese eine so große Schwierigkeit ableiten, ob aus meinem Unwert oder aus einem Unstern, der unsere Provinz beeinflußt, das zu sagen muß ich denselben überlassen. Dennoch vermag ich an der Erfüllung meines Wunsches nicht zu zweifeln, seitdem Eure Paternität mir die Hoffnung befohlen haben. Geben Sie also, was Sie mir befehlen, ich bitte und flehe darum, und befehlen Sie, was immer Ihr Wille ist! — Hochwürdigster Vater, Ihr letzter Diener in Christus und unwerter Sohn, Johannes Franziskus Regis."

Am 10. Januar 1636 ging die ersehnte Antwort von Rom ab. Es heißt darin: „Unsere Provinzen werden nicht von einem Unstern regiert; sie teilen, wenn es nottut, gern von dem, was sie haben, mit, soviel sie können. Indessen, die Mission von Kanada ist noch jung, und ihre Einkünfte sind für die große Zahl derer, die — Gott Dank — dorthin zu gehen verlangen, noch nicht ausreichend. Zu gelegener Zeit, und wenn von dort neue Anfragen um Missionäre kommen, werde ich Sie nicht vergessen. Ich denke, Sie werden sich bereits umsehen nach jenem Reisegeld, von dem ich gesprochen habe, das sind Tugenden und Geduld. Legen Sie auch für mich Gebet und Memento dazu!"

Die Aufforderung kam nie. War also das Verlangen nicht von Gott? Doch; es war keine Täuschung und kein Spiel, vielmehr die Schulung Gottes.

Wir finden ein ähnliches Verlangen bei überaus vielen Heiligen. Es ist der Ausdruck der übergroßen Liebe zu Gott,

die sich nur im blutigen Opfer zu genügen glaubt. Gott gefällt sich in solcher Liebe, und die Liebe bleibt wahr und verdienstlich, wenn sich auch ihr nächster Wunsch nicht erfüllt. Sie sucht sich zudem einen andern möglichst ähnlichen Weg in den Arbeiten und Mühen des vorliegenden Lebens, und so mehrt sie einerseits gewaltig den Seeleneifer, während sie anderseits alle Mühsale wie klein erscheinen läßt.

Glückliches Land der Cevennen, das du so einen wahren Missionär erhältst! In deinen Bergen sucht er die Mühen und das Martyrium, nach denen sein Verlangen geht. Gott will ein großes Herz heranschulen. Gerade darum soll es aber auch klein und demütig sein, und so soll P. Regis wissen und stets bewußt sein, daß man ihn nicht braucht. Der Pater schrieb es, wenn er mit Schmerz, doch ohne Klagen, auf die begrabenen Hoffnungen zu sprechen kam, seinen Sünden zu.

Wegbereiter.

Die erste Anfrage nach P. Regis kam vom Bischof von Viviers, Ludwig Franz de la Baume-Suze. Dieser regierte dort seit 1621 und sollte das Bistum bis 1690, also 69 Jahre lang verwalten und erneuern. Wegen der schwierigen innern Lage war es ihm vom König besonders anvertraut worden. — Die Landschaft Vivarais galt als eine Hochburg der Kalvinisten, die von ihren Burgen und Bergen aus die katholischen Orte brandschatzten. Im Jahre 1573 war der streitbare Bischof von Puy, Sénecterre, selbst mit Kriegsvolk vor die Burgstadt Fay gezogen und hatte sie stürmend genommen. Kaum vom Pferde gestiegen, zog er auf dem Marktplatz die Meßgewänder an und las, während noch die Kanonen donnerten, über dem Fuße des zerstörten Kreuzbildes die heilige Messe. Diese Messe und der Psalm 9, der nachher wider „die Feinde

des Herrn" gebetet wurde, waren noch nicht vergessen. Um jene Zeit bereiste ein Generalvikar das Bistum und fand überall Kirchen ohne Türen und Glocken und ohne Altar, halb zerstört oder als Scheunen gebraucht. Auch die folgenden Jahre waren mehr Zeiten des Aufruhrs als des Aufbaues gewesen. Nunmehr wollte der neue Bischof das Bistum als Hirt bereisen und in Obsorge nehmen. Es hing viel ab von der ersten Aufnahme; diese mußte also vorbereitet werden. Der Bischof muß wohl von dem mutigen und milden Wirken des P. Regis in Montpellier und Sommières gehört haben; jedenfalls erbat er sich ihn vom Provinzial La Caze. P. Regis reiste denn im Frühjahr 1633 in Begleitung des gleich eifrigen P. Jakob Beyssen zum Bischof. Dieser umarmte die Patres wie Freunde, und als Freunde weihte er sie in seine Sorgen und Pläne ein.

Über das Wirken der Patres liegen wenig Einzelheiten vor; dennoch ist der Erfolg, wie die Endberichte zeigen, ein guter zu nennen. Als Vorläufer des Bischofs war P. Regis hier noch nicht Herr seiner Zeit. So mußte er sich zufrieden geben, wenn er der katholischen Kirche und ihrem Vertreter wenigstens Achtung erwarb und nach Möglichkeit Früchte pflücken konnte; an ein Schütteln der Bäume war noch nicht zu denken. Aber man weiß noch bis heute an vielen Orten, daß P. Regis dort gewesen ist. Eine kleine Kapelle in einem Schloßhofe erzählt von überstandener Lebensgefahr. Der Pater war von kalvinischen Soldaten verfolgt. Er flüchtete sich in ein nahes Schloß, ohne zu ahnen, daß dort ein erbitterter Gegner der Kirche wohnte. Aber dieser wohnte glücklicherweise nicht in dem Heuhaufen, in den sich P. Regis versteckte und in dem ihn auch die Spieße der Soldaten nicht fanden.

P. Regis bemühte sich um eifrige und einflußreiche Helfer. Die lebhafte Teilnahme angesehener adeliger Herren mußte

Leben bringen unter Katholiken und Protestanten. Einer derselben, noch recht jung, war in Puy sein Schüler gewesen, Dupré de la Suchère. Ein anderer war der Graf de la Motte[1]. Dieser Herr, der fürstliche Besitzungen sein eigen nannte, konnte seinem Wort in vielen Ortschaften Geltung verschaffen. Die Zeitgenossen rühmen ihn als einen Mann von klarem Verstand und weitem Blick, klug und kühn zugleich. Er hielt treu zum alten Glauben und kämpfte dafür mit Wort und Schwert. Aber ebenso galt sein Streben der Festigung der Hausmacht. Die Predigten des P. Regis haben ihn ganz zum Apostel gemacht. Die herzliche Weise, in welcher der Pater sprach, gewann ihn so sehr, daß er sein Freund werden wollte. P. Regis nützte diesen Vertrauenstitel gut aus. Durch Wort und Beispiel belehrte er den Grafen, wie es nichts Höheres gebe, als allein für Gott zu leben, und daß Ewigkeit mehr sei als „Zukunft". Er drängte ihn zur öfteren heiligen Kommunion, zu ganzem Eintreten für die Sache Christi und zum Wohltun an den Armen. Der Graf ließ es an keinem der Punkte fehlen, und er wurde seinerseits der Vorläufer des Paters. Wenn Almosen je arm machte, so mußte er es jetzt werden; denn der Pater fand immer neue Arme, denen er nicht zu helfen vermochte, wohl aber sein Graf.

Die Wellenkreise des eifrigen Paters schmeichelten sich auch an die Seelen der Andersgläubigen heran. Zunächst die stumme Predigt des Beispiels. Scheu schaute man ihm vorerst unter der Türe nach. Wie freudlich er daherkam! Die Sonne seiner

[1] Vianey macht darauf aufmerksam, daß es zwei getrennte Linien dieses Namens gab. Hier handle es sich um Jean de Chalendar de la Motte. Der andere Graf, de la Motte de Brion, hatte seinen Sitz in Cheylard. Dieser wird die nächsten Missionen des Paters mit Beschlag belegen. Es ist darum wahrscheinlich, daß er schon jetzt mit dem Pater in Beziehung kam. Wir haben diesen Mann im Auge.

heitern Heimat und die Sonne der Liebe im Auge. Er schien überhaupt nur Augen zu haben, um die Kranken und Armen des Ortes aufzusuchen. Dabei arm und bescheiden, nicht hoch zu Roß. Das war nicht die einst verrufene, Geld machende Kirche. Bald stellten sich die Kalviniſten auch an die Kirchentüre, um einmal zu hören. Das hieß aber an die Sonne gehen und warm werden. Die Art und Weise, wie sich P. Regis an einzelne Irrgläubige heranmachte, hatte etwas Überraschendes.

Eine alte Frau war ihm als besonders eifrige Kalvinerin bezeichnet worden. Er traf sie unter der Türe. „Mein gutes Mütterchen", so redete er sie an, „Sie sind nicht mehr jung, es geht bald in die Ewigkeit, und Sie dürfen mir nicht verloren gehen. Also, liebes Mütterchen, bald katholisch werden!" „Ei, mein Sohn", erwiderte diese, „das ist ja allerliebst gesagt; da muß ich wohl."

Den Zeugen, die so außerordentliche Wirkungen berichten, war es nur um das Geschehnis zu tun. Für uns, die wir den Ereignissen ferner stehen und sie darum auch nicht mehr so unmittelbar verstehen, empfiehlt es sich, die innern Gründe des Geschehens vor Augen zu haben. Es ist klar, daß der Glaube auf Überzeugung von der Wahrheit des Geglaubten beruhen muß. Darum haben wir in solchen Fällen anzunehmen, daß die Irrgläubigen schon vor dem Zeitpunkt der Bekehrung dem wahren Glauben nicht völlig fremd gegenüberstanden. Vielleicht war die Ablehnung desselben weniger von der Überzeugung von der Falschheit der katholischen Religion eingegeben gewesen als von der Abneigung gegen die durch Mißbräuche oder Verleumdungen in Verruf gekommene Kirche. Vielleicht hatte die Frau auch den Predigten des Paters beigewohnt. Vor allem aber dürfen wir ein besonderes Wirken der Gnade annehmen, die den Verstand über die

Wahrheit des Glaubens wie in einem Augenblick erleuchtet und zugleich den Willen packt, daß er sich demütig unterwerfe.

Ein andermal klagte ihm der Graf de la Motte seine Verlegenheit. Schon lange bemühte er sich um die Bekehrung einer vornehmen kalvinischen Dame, die von ihren Anhängern als siegreiche Debora gefeiert wurde. Die katholischen Theologen, die der Graf ins Gespräch mit ihr brachte, mußten ihr das letzte Wort überlassen. So ging es ja bei den meisten Religionsgesprächen; sie waren ein ermüdendes Überspringen von einem übel verstandenen Bibelwort zu ungezählten andern. P. Regis war gern bereit, sich anmelden zu lassen. Nachdem er den Heiligen Geist in heißem Gebet sich zum Bundesgenossen gemacht hatte, ging er hin. „Ich weiß, Madame", so fing er ohne Umschweife an, „ich weiß, daß Gott Sie ruft und Ihnen schon lange keine Ruhe läßt. Wollen Sie dieser innern Stimme widerstehen? Das hieße, eine Seele in Gefahr bringen, für die Jesus Christus sein Blut vergossen hat. Darf ich Ihnen erklären, was es für die Seele bedeutet: eine Ewigkeit verloren?" Solche Worte waren freilich kein Kampfesruf an jene Selbstgefälligkeit, die vielfach im Streiten liegt, wohl aber ein Stachel, von Gott angesetzt. „Das könnte Gott nicht gefallen, daß ich meine Seele verliere", erwiderte die Dame; „er weiß, daß mir nichts mehr am Herzen liegt, als sie zu retten." „Dann ergreifen Sie die katholische Religion, den Glauben Ihrer Väter, die eine von Christus gegründete Kirche und darum auch die eine, in der Heil ist." „Was ist das", rief die Dame aus, „da gebietet man meine Umkehr, und ich weiß nichts zu erwidern? Ich habe mich noch niemand ergeben; aber ich weiß nicht, welche Macht des Geistes mich nun antreibt. Ja, ich will katholisch werden, sogleich; unterrichten Sie mich, ich folge Ihnen."

Bei den Katholiken galt es vor allem zu unterrichten, dem erlöschenden Glauben neues Öl zuzuführen und dann der frechen Sünde ins Antlitz zu leuchten. P. Regis sprach mit der Offenheit des reinen Eifers und nannte Sünde, was Sünde war, zwar ohne Personen zu nennen, aber auch ohne Furcht vor irgend jemand. Wie in Montpellier ging er auch hier den nur zu sehr bekannten Opfern der öffentlichen Unsittlichkeit nach, wohl wissend, wie er dadurch vielen Sünden den Boden entzog. Warum ging er nicht vorbei, warum achtete er nicht des Geredes und des Unwillens, warum belastete er sich mit der zeitlichen Versorgung dieser Wesen? Ja, warum brannte der Eifer für Gott und die Liebe zu den Seelen so heiß in seiner Brust? In Viviers hörte P. Regis von einem Fräulein, das durch hervorragende Schönheit und geistreiches Wesen die vornehme junge Welt berückte. Bei solchem Rückhalt ergibt man sich nicht allzu willig; P. Regis mußte sich mehr als einmal gehörig abgekanzelt zurückziehen. Aber er kam wieder, und endlich fand er Gehör. Das verirrte Mädchen folgte ihm wie ein Schäflein auf der Ferse, bis es durch Vermittlung der Kapuziner in einem Zufluchtshause untergebracht werden konnte, wo es nach einem frommen Leben starb. — Der Generalvikar Charles de Symian äußerte sich einmal zu dem Pater, er könnte doch seine Arbeit segensreicher verwerten und brauchte sich nicht mit solchem Ausfegen nutzlos abzuquälen. Aber der Pater antwortete nur: „Ich hoffe, mit Gott auch hierin etwas Gutes zu wirken. Ja ich bin dessen gewiß."

Daß dieses Wirken durchaus nicht unfruchtbar war, sollte P. Regis nur zu gut bestätigt erhalten. Es ist traurig, wenn sein warnendes Wort selbst Geistliche treffen mußte, und es scheint das der Fall gewesen zu sein. Einem solchen mußte der Bischof die Absetzung androhen. Dieser wußte wohl,

woher der Schlag kam; verletzt, weniger in seiner verlorenen Ehre als im Stolze, gefährdet im Auskommen und getroffen in seiner Lust, beschloß er seinerseits den Angriff auf seinen Gegner, um so der Gefahr zuvorzukommen oder wenigstens den Ankläger mundtot zu machen. Es war ihm nicht schwer, Genossen zu finden. Die Reinheit des Paters anzufechten, wäre das einfachste Mittel gewesen, aber aussichtslos. Aber wie wäre es, wenn man ihn zum unruhigen Kopf stempeln konnte, der überall Unfrieden stifte und die Gemüter errege? Das war also unter die Leute zu bringen, das mußte auch geachteten Personen beigebracht werden, damit sie beim Bischof vorstellig wurden. Noch besser klagte man beim General der Gesellschaft Jesu; der war ja zu weit fort, um nachprüfen zu können, und mußte um den Ruf der Gesellschaft besorgt sein. So gingen bald Briefe ab, von da und dort. Hier hieß es, der Pater übe sich in Kraftproben; dort, es sei niemand sicher, verdächtigt zu werden; und wiederum, er störe den Frieden. Kurz, man meine, einen Besessenen vor sich zu haben, einen blöden Lärmer. Die Klagen kamen aus den verschiedensten Orten, eine um die andere, so daß der Bischof allmählich überzeugt werden mußte, man wäre froh, den Mann los zu sein. Der Pater General verlangte Beweise. Der Bischof aber ließ P. Regis kommen. Nicht ohne Bitterkeit ließ er ihn fühlen, daß er das Ansehen des Bischofs mißbrauche; er nehme allzu wenig Rücksicht auf Personen, die man nicht stoßen dürfe; so müsse man ihn zurückschicken. Doch an der Antwort des Paters fand seine Erregung jedenfalls keine Nahrung. „Auch ich", erwiderte dieser, „finde, wenn ich vor Gottes Augen weile, nur zu viel Schuld an mir. Auch ich bin auf meine Gebrechlichkeit gestoßen und habe erfahren, daß es mir an Licht fehle. Darum darf ich mich

nicht wundern, von so vielen Verfehlungen zu hören. Gott kennt aber mein Herz bis in jede Falte, und er weiß, daß ich nichts im Auge gehabt habe als seine Ehre. Sollte ich mich dennoch der Arbeit an der Heiligung der Seelen unwürdig gemacht haben, so will ich versuchen, mich nun wenigstens durch Gehorsam zu heiligen." Darauf ging er demütig ab. Aber es waren noch andere Augen offen, weniger unmittelbar berührt und darum weniger verwirrt. So vor allem der Graf de la Motte, der an vielen Orten Zeuge gewesen war und den Schuldigen kannte. So auch der Generalvikar des Bistums. „Diesen Mann heimschicken", sagte dieser, „heißt Gottes Sache preisgeben; wer mit apostolischem Freimut für Gott eintritt, muß ja Verfolgung erleiden." Auf solche Zeugnisse hin schenkte der Bischof dem P. Regis nunmehr doppeltes Vertrauen. Daß die Firmungsreise im zweiten Jahre (1634) dennoch ein Ende nahm, lag an äußeren Umständen; der Bischof mußte zu den Sitzungen der Provinzialversammlung. Er gab P. Regis an den Pater Provinzial zurück mit einem Schreiben voll Anerkennung. Darin bezeugte er dessen Unbescholtenheit und aufopfernde Liebe, dessen Eifer, gepaart mit Klugheit. Nur in einem müsse er ihn tadeln. Er habe ihm oft gesagt, daß er zu viel tue, und der Pater habe ihm geantwortet, er tue zu wenig. Das sei das Einzige, worin sie nicht einig geworden seien. „Ich gebe ihn in Ihre Hände zurück. Gebrauchen Sie Ihre Macht über ihn, damit er eine so kostbare Gesundheit nicht untergrabe, und damit der Mann, der der gütigste aller Menschen ist, nicht so grausam gegen sich selbst verfahre."

Auch der Pater General erhielt beruhigende Nachricht vom Rektor des Hauses in Montpellier: „Es ist allen bekannt, daß P. Regis eine wunderbare Begabung für die Missionen

hat. Er ist von einem brennenden Eifer für Gottes Ehre erfüllt und hat ihn auf der Firmungsreise des Bischofs hervorragend geübt. Er hat viele Bekehrungen bewirkt; es ist mir nicht möglich, eine Zahl anzugeben. Sein Beispiel und die Kraft der Rede haben gleichen Teil daran. Man nennt ihn bereits einen Apostel von Vivarais. Er ist ein heiligmäßiger Prediger; alles an ihm ist vom Eifer für Gott und die Seelen durchweht."

Lind und kräftig dient das Öl dem Menschen. Lind und kräftig saugte sich das Wort des P. Regis in die Seele des Volkes ein. Was wie verrostet dalag, was knarrend schrie, wenn man es bewegen wollte, geht auf sein Wort hin voran. Selbst aber ist er bereit, jeder Reibung aus dem Weg zu gehen. Er möchte kommen wie sein Meister, „die Güte und Menschenfreundlichkeit Gottes", will nicht schreien und streiten auf der Straße, nicht das Gebeugte niedertreten, vielmehr den Armen die frohe Botschaft vom Erlöser bringen.

Sechs Sommer in Le Puy.

Für das Jahr 1634/35 fehlt der Name des P. Regis in den jährlichen Personenverzeichnissen der Gesellschaft Jesu. Es ist das wohl daraus zu erklären, daß der Pater gerade zur Zeit des Aufschreibens Anweisung auf ein anderes Haus des Ordens erhielt, nämlich auf das Kolleg in Le Puy-en-Velay. Von hier aus sandte er am 15. Dezember 1634 sein Ansuchen um die Sendung nach Kanada an den Pater General und dorthin richtete auch der Pater General die Antwort vom 30. Januar 1635. Zu Beginn des Jahres 1636 wird P. Regis als einer der beiden Wandermissionäre der missio Cheilarensis et Privatensis genannt, zugleich aber auch unter den Mitgliedern des Kollegs von Aubenas, von dem

jene Mission abhängig war, angeführt. Von Herbst 1636 an finden wir seinen Namen nur noch für Puy verzeichnet, mit der Beisetzung des Amtes: Beichtvater, Katechet in der Stadt und in unserer Kirche, Missionär. So noch im Verzeichnis für 1641, das offenbar schon vor dem 31. Dezember 1640, dem Tage seines Todes, fertiggestellt wurde[1].

Die Stadt Le Puy, Hauptort der Provinz Velay, war dem Glauben der Väter treu geblieben. Von alters her verehrte man dort die „schwarze Mutter Gottes" und blieb ihr ergeben. Vielleicht daß auch der Gewerbefleiß und der Wohlstand, den die blühende Spitzenindustrie brachte, die Neigung zu stürmischen Umwälzungen minderte. Die Bevölkerung hielt zur Geistlichkeit und wahrte eifersüchtig den alten Glauben. Aber deswegen war ihr Sinn nicht minder beweglich und reizbar als der ihrer Nachbarn. Für ihre Treue zu Kirche und Staat glaubte sie sozusagen eine Gegenrechnung stellen zu dürfen, namentlich die einflußreichen Patrizier, die gentilshommes. Man sollte ihnen den Wucher nachsehen, der Rachsucht und allerlei Gewalttaten den Weg freigeben und vor allem nicht nach der Sittlichkeit fragen oder gar deren Zügel anziehen wollen. Ein Bericht des Herrn v. Machault an den König weiß darüber bewegliche Klage. Selbst ein so angesehener Mann wie der Bischof Just de Serres du Pradel, der seit 1621 das Bistum verwaltete und hohe Bildung mit tätigem Geschick vereinte, mußte vorerst schweigen. Aber nunmehr wollte er die Erneuerung seines Sprengels kraftvoll in Angriff nehmen.

Das war es, was der Bischof vielleicht schon im Herbst 1634 mit einem bescheidenen Ordensmann verhandelte. Er

[1] Es ist gut zu beachten, daß die Jahresverzeichnisse des Ordens nicht als eigentliche Urkunden gedacht sind, und daß deshalb ihre Angaben sich nicht selten mit den tatsächlichen Bestimmungen kreuzen.

war vermutlich die Veranlassung gewesen, daß die Obern den P. Regis nach Puy berufen hatten, wo derselbe nun sechs Jahre lang, bis zum Ende des Lebens, seinen Wohnsitz finden sollte. Jedenfalls belegten der Bischof und sein Generalvikar ihn mit Beschlag. Der Bischof verhehlte ihm keine der Schwierigkeiten, die steiler aufragten als die vulkanischen Zacken, die dem Stadtbild von Puy ein so wunderliches Aussehen geben. Aber er versprach auch, ihn mit seiner Macht und Vollmacht zu stützen, und das bedeutete nicht wenig. Denn der Bischof war erster Fürst des Landes und hatte selbst wieder die königliche Macht hinter sich. P. Regis beteuerte, daß er seinerseits ganz der Sache des Bischofs dienen wolle. Die Schwierigkeiten fürchte und scheue er nicht; es sei nur ein Hindernis zu bedauern, seine Sündhaftigkeit, die Gottes Mißfallen erregen und den Himmel verschließen könnte. Aber Gott sei gut und darum der feste Grund seiner Hoffnung.

Das Vertrauen war einem würdigen Manne geschenkt. Dafür zeugt nichts so beredt wie die Demut, in der P. Regis stets von der kirchlichen Behörde abhängig bleiben wollte, darin ein Ebenbild des hl. Franz Xaver. Was der Pater vorhatte, wurde zuerst mit dem Generalvikar besprochen und nichts ohne dessen Billigung unternommen. So hatte er festen Boden unter den Füßen und konnte die Glut seines Eifers zünden lassen, kühn und ausdauernd. Wenn wir für P. Regis einen Wahlspruch suchen sollten, so müßte es das opportune importune des hl. Paulus sein, das dieser drängend seinem Jünger Timotheus zurief: „Verkünde das Wort, halte an, gelegen oder ungelegen, überweise, bitte, rüge in aller Geduld und Belehrung" (2 Tim. 4, 2).

Zunächst wollte P. Regis nach diesem Worte des Apostels „gelegen" kommen. Seine Wohnung hatte er im Kolleg der

Gesellschaft Jesu, einem stattlichen Bau, den vier Straßen begrenzten. Das Zimmer lag nach Mittag, war kaum drei Meter hoch und hatte zwei kleine Fenster. Von da aus ging der Pater in die kleine, einschiffige Kirche des Kollegs, die gerade in diesen Jahren vollendet wurde. Schon am Altar, bei der heiligen Messe, zog er durch seine feierliche und bescheidene Andacht aller Augen auf sich. Obwohl P. Regis für die Feier der Messe mehr Zeit brauchte als andere, wurde sie doch den Zuhörern nicht zu lang. Ebenso in Gott versenkt bestieg er nun die Kanzel zum christlichen Unterricht. Belehrung findet stets den Weg ins Herz des Volkes und darf darin bald auch eindringlich schalten und walten. Belehrung tat zudem vor allem not. In der Unwissenheit hatte der Bischof die Wurzel alles Übels erkannt. Selbst das Vaterunser war nicht mehr genügend vertraut. Die Gebote mußten erst wieder bekannt werden, und vor allem die Erkenntnis des Herrn selbst und unseres Erlösers. Wie konnte man Schatten sehen und Schmutz beachten, wo kein Licht leuchtete? Wie sollten die Reize des Fleisches und der Welt verblassen, wenn nicht der Glaube die Reize der Wahrheit und Heiligkeit entfaltete? „In all diesem überwinden wir um dessentwillen, der uns geliebt hat" (Röm. 8, 37). Diese Liebe Gottes zu künden, ihr Echo im Herzen der Zuhörer zu wecken, bald in heißer Reue, bald in opferfreudiger Hingabe, das war der Grundton und das Endziel der Worte des P. Regis. Von ihr war er ja selbst entzündet und entflammt. Wenn er von Gott sprach oder auch nur seinen Namen nannte, versagte ihm häufig vor innerer Bewegung die Stimme. Wer verstünde solche Sprache nicht, wer könnte sich ihr entwinden?

Die Ergriffenheit des Redners ließ ihn die beliebten rednerischen Schmuckmittel und Redensarten als hinderlich meiden

Er suchte sogleich und ohne Umschweife zu Verstand und Herz der Zuhörer vorzudringen. Unter diesen erblickte man wohl auch Ratsherren und Geistliche; aber was sich da drängte und zwängte, war vor allem das Volk von der Straße. Mit ihm wollte P. Regis reden. Alles an ihm sprach, das Auge und die Hände, sogar das Schweigen. Die Predigt wurde vielfach zum Zwiegespräch. So mögen die Leute gespannt aufgehorcht haben, wenn der Pater einen Brief aus dem Himmel oder der Hölle vorlas oder ihre Bewohner wie anwesend mit ihm sprechen ließ über das, was im Himmel die Herzen bewegt, was die Hölle so erschreckend gestaltet. Es mußte ergreifen, wenn er den Kindern die erklärte Wahrheit in kräftigen Sprüchen gleichsam vorbuchstabierte und sie dieselben frisch wiederholten oder geistliche Lieder dazwischen sangen. Er hatte immer einige Kinder zur Hand, die er fragte und an deren Antworten er seine Belehrungen knüpfte. Ebenso nützte er die Hilfe der jüngeren Mitbrüder zur Belebung des Unterrichtes aus, z. B. zum Vorlesen. — P. Regis hat nichts niedergeschrieben, als nur in das Leben seiner Hörer hinein. Darum wissen wir nichts von den Einzelheiten. Einem späteren Zeugen war es noch frisch in Erinnerung, wie P. Regis sie als überzeugungstreue Gläubige belehrte, den bösen Feind, der uns mit einzelnen Glaubensschwierigkeiten narren will, wieder zu narren: „Laß dich nie darauf ein, zu verhandeln! Auch auf dem Totenbett, wo unsere Gedanken so eng beisammen sind, sprich bloß: Ich glaube, was die heilige, katholische Kirche glaubt. — Und wenn der Teufel weiter forschen will und fragt: Was glaubt denn diese Kirche? dann sage: Die heilige Kirche glaubt, was ich glaube, — und sei still!"

Für die größeren Katechesen hatte der Bischof den Nachmittag der Sonntage bestimmt. Die Kirche des Kollegs

erwies sich bald als zu klein. Da öffneten die Benediktiner von St. Peter in selbstloser Weise ihre Kirche, die über viertausend Hörer zu fassen vermochte; sie besteht heute nicht mehr. Aber auch dort hieß es, sich frühzeitig auf den Weg machen, wenn man ein Plätzchen finden wollte. Auch der Kreuzgang füllte sich, und selbst die Balken der Gewölbe fanden ihre Besitzer. — Es war nicht die Absicht des P. Regis, den andern Predigern die Zuhörer zu entziehen. Die Prediger der Stadt fanden sich mit der Lage bald ab. Schwerer wurde es einem gefeierten Redner von auswärts — wahrscheinlich Jesuit —, der einmal die Fastenpredigten in der Kathedrale halten sollte; die Reihen seiner Hörer waren durchsichtig wie ein Netz. Es tröstete ihn wenig, zu hören, daran sei P. Regis schuld, der mit seiner Sprache von der Straße sich mit ihm allerdings nicht messen könne, aber dadurch die Leute verwöhne. Der gerade anwesende Pater Provinzial Filleau sollte Abhilfe schaffen. Sie beschlossen, einen Vortrag zu hören. Aber siehe da, der Richter verlor die Fassung und wurde über seine Tränen nicht mehr Herr. So fiel das Urteil gnädig aus: „Daß es Gott gefalle, alle seine Prediger mit solcher Salbung zu erfüllen! Lassen wir den Mann in seiner apostolischen Einfachheit; da ist unverkennbar der Finger Gottes." Der Ankläger, ein gerader Mann, beschied sich willig. Den Provinzial jedoch hielt es nicht mehr, er wollte mehr hören: Vier Meilen Weges wären ihm dafür nicht zu weit; der Mann habe nicht seinesgleichen, so voll von Gott und von Liebe zu Christus. Wenigstens wollte er sich noch einmal weiden an dem Anblick so vieler, ergriffener Leute. Auch der Pater General sollte darum wissen und sich freuen. Dieser schrieb am 17. November 1637 zurück: „Lassen Sie den P. Regis wissen, daß sein heiliges und

gewaltiges Wirken im christlichen Unterricht und im Beichtstuhl uns recht wohl gefalle und bei uns in solcher Achtung stehe, daß sich der brennende Wunsch erhebt: Hätten wir nur viele solcher Arbeiter!"

Das Geheimnis eines derartigen Erfolges lag nicht in der vertraulichen Redeweise allein. Besser verrät es uns das Zeugnis eines Benediktiners von St. Peter: „P. Regis sprach nur von Gott, und zwar immer wie in Entzückung, so daß er uns hinriß. Alles an seiner Person erbaute: die offenkundige Verachtung seiner selbst und der Welt, eine wunderbare Demut, ein unlöschlicher Durst nach Seelen, insbesondere die zärtliche Hinneigung zu den Armen. Wir preisen Gott, daß er unsern Tagen einen solchen Apostel geben wollte, um das erstorbene Leben zu erwecken." — Wundgeschlagene Schultern, ein unberührtes Bett, die vielen Stunden des Gebetes hätten den Leuten freilich erklären können, woher solche Selbstentäußerung und Gottesfülle stammte. Aber davon sahen sie nur den Widerschein und die tiefe Wirkung im eigenen Herzen.

P. Regis nahm es aber, soweit die Mahnung des hl. Paulus, „gelegen" zu kommen, nicht zum Ziele führte, auch mit dem importune, mit dem „ungelegen", sehr ernst. „Überweise, bitte, rüge", so mahnte ihn der Apostel, und so drängte ihn die Liebe Gottes. Liebe kann alles, aber nicht gleichgültig bleiben. Darum haßte P. Regis die Verneinung der Herrschaft Gottes, die Sünde, so sehr, daß sie ihn krank machte und seinen natürlichen Widerwillen erregte; er zitterte, wenn er von ihr hörte. „Ich bin wie gebrochen, wenn ich sehe, wie dein Gesetz übertreten wird", diese Worte des 118. Psalmes konnte der Eiferer für Gott zu seinen eigenen machen.

Im Kampfe gegen die Sünde kannte P. Regis keine Schüchternheit. Schon bald bestimmte er den Magistrat der Stadt,

die Spielerlaubnis, deren sich einige Häuser erfreuten, zurückzuziehen. Manche bekümmerte Mutter wird ihn dafür gesegnet haben. Der Kampf gegen das Böse machte P. Regis sogar zum urwüchsigen und derben Angreifer.

Zu den unverständlichsten Sünden gehören die Lästerungen gegen Gott, den Guten. Begegnete da einst P. Regis einem Vermummten, welcher glaubte, sich nun alles erlauben zu dürfen. Ohne einleitende Anrede hatte dieser eine Ohrfeige sitzen. Aber damit hatte ihn auch die rechte Einsicht getroffen. Er warf die Vermummung ab und warf sich dem Pater zu Füßen. — Nicht weniger wirkungsvoll wurden zwei keifende Weiber belehrt, die ihre gewohnten Liebenswürdigkeiten bereits erschöpft hatten und nun Gottes heiligen Namen zum Wurfgeschoß erkoren. Als erfahrener Mann verschwendete P. Regis kein Wort, bückte sich auf die ungepflasterte, vom Regen aufgeweichte Straße, und kaum gesehen — hatten die Weiber den Straßenkot auf der Zunge. Zur großen Heiterkeit der Umstehenden war es auf einmal still geworden[1]. — Still wurde es auch in dem Hause eines stadtbekannten Säufers und Wüterichs. Zunächst freilich hatten die gütigen Mahnungen des P. Regis sein Rasen nur noch mehr entfacht. Eben war er wieder auf dem Wege zur Schenke. Da begegnete ihm der Pater. In ehrlichem Zorn packte dieser den pflichtvergessenen Familienvater; Feuer in den Augen, donnerte er ihn an: „Weg mit dir, du bist nicht wert, daß die Erde dich trage. Ein ehrlicher Mensch ersäuft nicht die Vernunft im Wein, nur ein Unmensch wütet gegen sein eigenes Haus. Aber der Himmel schaut dir nicht mehr

[1] Die Begebenheit erschien bei der Seligsprechung dem Gegenanwalt als auffallend. Aber für grobes Zeug lassen sich feine Nadeln nicht gebrauchen.

lange zu." Der Mann erbleichte und stürzte zu Boden. Die Schenke hat ihn nicht mehr wiedergesehen, er wurde die Freude seines Weibes.

Schwieriger war es, dem Fluchen der Packträger und Fuhrleute Einhalt zu tun; da hätte P. Regis an hundert Orten sein müssen, denn ihre Zunft war eine der stärksten. Wie waren nun diese Leute einst erstaunt, von dem berühmten Prediger eigens eingeladen zu werden zu einer Predigt für sie allein! „Meine Freunde", so hatte er sich an sie gewandt, „paßt gut auf. Ich will euch allen die Zunge herausschneiden und euch stumm machen; kommt also morgen zum Kolleg." Geehrt und neugierig kamen sie zahlreich. Ja, das hatten sie noch nie bedacht, daß das Lästern eine so böse Sache sei; ob man es von da ansehe oder von dort — kein gutes Haar daran! Entflammt von der Gewalt des Redners erhoben sie in der Kirche ihre rauhe Stimme und gelobten sterbensernst, das Fluchen und Schwören dranzugeben. Wer aber vom Gelöbnis nichts wissen wolle, der sei aus ihrer Gilde ausgeschlossen. Viele benützten dann die Gelegenheit, auch die Vergangenheit durch eine reumütige Beichte auszulöschen. — Der Kanonikus De Pradier bezeugte es als allgemein bekannt, es habe bei Flüchen und Ehrabschneidungen genügt, zu raunen: „Der P. Regis!" um ihnen ein Ende zu machen.

Die häufigste Sünde, eine wahre Macht und eine öffentliche Macht, besonders durch das Beispiel der Vornehmen, ist die Unzucht. Von jeher ist sie jene Sünde gewesen, die Gott immer wieder nötigte, ihre Stätten durch einen wahren Zornesstrom zu überschwemmen. Einem bloßen Menschen möchte der Mut entfallen, gegen diese öffentliche Macht anzugehen. Aber P. Regis hatte Gott im Auge in der Absicht und Gott als Rückhalt im Vertrauen. Auch an der Türe der Vor-

nehmen drückte er die Klinke nieder, trat ein und mahnte beweglich ab. Als einmal das gegebene Versprechen vergessen wurde, wußte auch er die verabredete Stunde der geheimen Zusammenkunft zu erfahren und stand nun da, vor ihm und vor ihr. Bald beugte sich das vornehme Köpfchen unter dem Platzregen der Anklage, und einige Worte brummend schlich „er" davon, für immer.

Manchmal jedoch mußte P. Regis die Türe häufig öffnen, ließ es sich aber nicht verdrießen. Ein reicher Kaufmann hielt zum großen Ärgernis der Stadt eine Frau im Hause, die diesen Platz nicht ohne schwere Sünde einnehmen konnte. Er merkte bald, daß P. Regis ihn als Jagdwild aufstöbern wollte, und schon war ihm sein bloßer Name zuwider. Was nur immer schwarz war, lud er auf ihn ab; ein solcher möge es sich nicht einfallen lassen, die Wäsche anderer zu waschen. Wenn ihm der Pater begegnete, konnte dieser „Pfaff" und andere Liebenswürdigkeiten auflesen, soviel er wollte. Aber P. Regis ließ sie liegen und gab keine Veranlassung zu offenem Zwist. Ja er wurde einer der eifrigsten Kunden des Geschäftes — für seine Armen brauchte er allerlei Dinge —, er machte den Mann zu seinem Vertrauten, besprach mit ihm Pläne und Schwierigkeiten und ging bald nicht bloß mit gekauften, sondern auch mit geschenkten Waren von dannen. Bis eines Tages die Türe auch zum Herzen einen Spalt weit offen stand. „Mein Herr, ich bewundere Ihre Aufopferung. Nachtruhe und Gesundheit sind Ihnen nicht zu teuer, um den Reichtum des Hauses zu mehren. Und doch wird ein einziger Augenblick Ihnen alles aus den Händen winden. Da wundere ich mich noch mehr, daß Sie diesen untreuen Glücksgütern erlauben, Sie der ewigen Glückseligkeit zu berauben. Was nützt Ihnen der ganze Haufen, wenn Sie

darunter ersticken?" Sprach's und ging. Der Kaufmann hatte keine ruhige Nacht; immer gingen ihm jene Worte durch den Kopf, so sehr, daß er am folgenden Morgen auch einmal an der Türe des Paters anklopfte, um die Furcht vom Herzen zu reden. Der Furcht folgte bald die Hoffnung, und schon glimmten einige Fünklein der Liebe auf. Der innere Streit dauerte längere Zeit, bis der Kaufmann endlich den Sieg errang und die Frau entließ. Eine Beichte machte alles gut. Aber noch folgten einige Tage, die dem guten Manne keine Ruhe ließen. Vierzig Tage lang mußte er daran denken, daß der Pater sich nun für seine Sünden geißle, während seine Buße nur ein Vaterunser groß gewesen war.

Schon damals hatte die Stadt ihre Theaterärgernisse, wie spätere Zeiten wieder; und schon damals machten die Behörden zwei und mehr Augen zu, da ja gerade die einflußreichen Geldleute die ersten Liebhaber der schlüpfrigen Kunst und noch mehr ihrer Darsteller waren. Eine solche Berühmtheit verdrehte den Leuten die Köpfe. Nun war zwar P. Regis nicht als Sachverständiger verlangt worden, aber Gott und der Bischof hatten ihn dazu bestellt, und so kam er ungebeten. Die Polizeibehörde empfing ihn jedoch sehr kühl; in ihren Sachen heiße es Aufsehen vermeiden. „So", antwortete der Pater, „ist es denn kein Aufsehen, wenn die Majestät Gottes beleidigt wird? Sie haben die Macht, warum verhindern Sie es nicht?" Die Beharrlichkeit des Paters trug endlich den Sieg davon, um so mehr als er drohte, er werde seine Kanzel neben dem Theater aufschlagen; und deren Macht war bekannt.

P. Regis erfuhr, es werde in einem Hause eine Dirne gehalten. „Der Heilige ist unten und wünscht Sie zu sprechen", wurde eines Tages dem Herrn gemeldet. Der Besitzer sprang

eiligst zur Türe; vielleicht konnte er den Besuch noch an der Schwelle erledigen. Gruß und Gegengruß waren freundlich, und in gleicher Weise brachte der Pater sein Anliegen vor, es möge ihm verstattet sein, das Haus zu betreten; er habe einer verlorenen Seele etwas zu sagen. In seinem Hause, erwiderte jener, dürfe man dergleichen nicht suchen; das sei eine Beleidigung für einen Ehrenmann. Und was denn Ordensleute überhaupt in solchen Sachen nachzufragen hätten? — Nun, wenn es schon einmal eine Beleidigung war, zu fragen, dann ließ sie sich ja durch den Tatbestand feststellen. Flugs war der Mann draußen und der Pater drinnen, eine Kühnheit, die freilich nur bei seiner eigenartigen Stellung erklärlich ist. Das Schimpfen des Mannes hatte nur den Erfolg, daß er noch andere Leute ins Haus lockte, die nun gleichfalls Zeugen seiner verlogenen Ehrenhaftigkeit wurden. Aus der Sünderin aber wurde eine Büßerin.

Ein anderer vornehmer Herr war nicht wenig erschrocken, als er bei seinem Stelldichein nicht bloß das Waisenkind vorfand, das er verführen wollte, sondern auch schon P. Regis kommen sah, begleitet von einem Ordensgenossen und mehreren Damen der Stadt. Rot vor Zorn fuhr er den Pater an: „Was haben Sie hier verloren? Fremde Sachen gehen Sie nichts an. Fort, oder es soll Ihnen übel ergehen!“ „Fremde Sachen nennen Sie das“, antwortete dieser, „wo Sie doch meinen Gott beleidigen? Meinetwegen, zücken Sie nur den Degen auf diese Brust; aber lassen Sie von der Sünde ab!“ Aber bereits hatte sich das noch nicht schlechte Waisenmädchen in den Schutz der anwesenden Damen geflüchtet.

Wollen wir solche Züge recht verstehen, so müssen wir sowohl auf ihre göttliche wie auf ihre menschliche Seite schauen. P. Regis hatte Gott im Auge und Gott als Rückhalt. Er

ging seinen Weg rechtmäßiger und heiliger Sendung. Aber Gott hatte sich seinerseits ein rechtes Menschenkind als Werkzeug erkoren, wagemutig und nicht ohne Humor. — Aber nicht so sehr in außergewöhnlichen Vorfällen sollen wir das Heilige an P. Regis suchen, als vielmehr in dem täglichen stillen Wirken im Beichtstuhl. Jahre hindurch saß er da jeden Morgen von der Messe bis nach Mittag. Dort wirkte er am nachhaltigsten, mild und kräftig. Viele gestanden, daß die Erinnerung an seine Worte zeitlebens das Feuer einer neuen Versuchung in ihnen zu löschen vermochte. Über sein Wirken an jenem Ort hat Gott selbst den Schleier des Geheimnisses gezogen. Aber warum knieten die Leute auch während seiner Abwesenheit vor seinem Beichtstuhl wie vor einem Gnadenort?

Der Benediktiner Andreas Pauc [oder Pavé?], der den Pater und sein Wirken ständig beobachten konnte, bezeugt von ihm: „Einen sanfteren, gütigeren, geduldigeren Menschen habe ich nicht gesehen. Zorn hatte er nur gegen die Sünde. Aber beim Sünder ließ er keinen Weg unversucht, sich in sein Herz einzuschmeicheln, bis es ihm gelang, ihn in der Beicht mit Gott zu versöhnen." Und die Kirche glaubt in der Messe zu Ehren ihres Heiligen die Worte wieder gebrauchen zu dürfen, in denen der hl. Paulus den Thessalonichern seine offenherzige und doch so mütterliche Liebe bekundet (1 Thess. 2, 2—9): „Brüder! Aus Gott haben wir den Mut, zu euch vom Evangelium Gottes zu sprechen; es liegt uns am Herzen. Unsere Belehrung führt nicht irre, sie befleckt nicht, sie kennt keinen Trug. Wir sind von Gott erprobt, und er hat uns das Evangelium anvertraut. Darum versteht ihr, daß wir nicht den Menschen zu Gefallen reden, sondern wie vor Gottes Auge, das ins Herz schaut. Schmeichel-

worte haben wir nie gekannt, ihr wißt es. Der Geiz hat uns nicht bestrickt, das weiß Gott. Nicht einmal nach dem Weihrauchwölkchen der Ehre haben wir gehascht, weder vor euch noch vor andern. Als Apostel Christi durften wir euch zur Last fallen; wir machten uns aber klein in eurer Mitte wie [anspruchslose] Kinder. Ja wir dienten euch wie eine Amme; es verlangte und drängte uns, euch das Evangelium Gottes zu reichen und das Leben zu weihen; ihr waret uns ans Herz gewachsen. Nicht wahr, Brüder, ihr wisset es noch, wie wir uns abmüdeten und Tag und Nacht abmühten, um euch das Evangelium zu verkünden und dennoch niemand zu beschweren."

Vater der Armen.

Die Prophetenwitwe schrie zu Elisäus, und dieser füllte wunderbar ihre Ölkrüge. Auch P. Regis mußte wohl einen solchen Wundertäter haben; denn seine Kammern waren stets voll für alle Not.

Die erste und dringendste Sorge verlangten die Kranken und Sterbenden; sind sie doch die Hilflosesten. Aber trotz ihrer Dürftigkeit lohnen sie die erwiesenen Dienste am sichersten. „Was wir den Gesunden tun", pflegte P. Regis zu sagen, „bleibt immer unsicher. Der böse Feind sät Unkraut dazwischen, und der Mensch ist unbeständig. In kranken Tagen geht das Unkraut nicht auf, und in der Sterbestunde wird das Schicksal des Menschen für ewig auf festen Fuß gestellt."

Bei dieser Hilfeleistung leitete die Barmherzigkeit Gottes ihren Diener zuweilen in wunderbarer Weise. Eines Tages bot P. Regis den Vorübergehenden das ganz ungewohnte Bild, daß er auf der Straße umschaute und aufschaute; gar zu einem Fenster, an dem eine Dame saß; ja, er blieb stehen.

In dem Zimmer oben lag eine junge Frau von neunundzwanzig Jahren ein bißchen unwohl danieder, und ihre Schwester leistete ihr Gesellschaft. Die junge Frau war leider selten in der Kirche zu sehen und kannte den Beichtstuhl des P. Regis nicht. Aber in kranken Tagen sieht man gern einmal einen Menschen, und so lehnte sie nicht ab, als ihre Schwester sagte, der Pater schaue herauf, als ob er kommen möchte. Er kam und vermochte die Kranke zu einer Beicht zu bewegen. Er war kaum aus dem Hause, als die Kranke das Gesicht verlor und dann das Bewußtsein; nach drei Tagen starb sie, ohne daß sie wieder zu sich gekommen war.

P. Regis wartete nicht erst auf einen Ruf Gottes oder der Leute. Er war alle Tage auf den Beinen, der Nachmittag gehörte den Werken der Liebe wie der Vormittag den Beichtenden. Zum Spital der Stadt kam er so regelmäßig wie der Suppenbettler. Aber außerdem forschte er in der Stadt herum nach den verlassenen Kranken, und da man seine Freude daran, ebenso wie seine Liebenswürdigkeit bald kannte, bekam er auch bald Kunde von ihnen. Wie der heitere Sonnenstrahl fragte er nichts danach, ob er auf Marmor schaue oder auf Unrat. Nur in einem unterschied er sich von jenem; die Sonne zieht sich am Abend zurück, für P. Regis aber war der Tag nicht lang genug. Den Pförtner des Kollegs beredete er, nur ihn zu rufen, wenn jemand während der Nacht zu einem Kranken verlangt wurde. Er legte sich nur noch angekleidet nieder. Stets trat er mit freundlichem Lächeln in die Wohnung des Wehs; es wurde zur unverkennbaren Freude, wenn er abstoßendes Elend fand.

So berichtete man dem Pater von einer armen Frau, deren Gesicht jämmerlich vom Krebs zerfressen war. Sich und andern zur Last verkroch sie sich fast verzweifelnd. P. Regis kam,

sie zu trösten, und schien von dem entsetzenden Anblick und Geruch nichts zu merken. Er trug ihr selbst das Essen zu und sogar Spielzeug zur Erheiterung; vorher mußte er sich freilich nach einem Stuhl für die Kranke umsehen. Der Stuhl hat den Pater und die Frau überlebt und wurde noch lange als Gedächtnis der Liebe in Ehren gehalten. — Mehr noch konnte P. Regis für einen vergessenen armen Mann tun. Von Geschwüren und Würmern zerfressen lag dieser in einem dunklen Loch im Schmutz, ohne Wartung; kaum daß er einige Nahrung erhielt. Mußte er so nicht allen zur Last und zum Schrecken sein? Doch siehe, da kommt ein ganz Fremder und lächelt und bittet um Entschuldigung, daß er erst jetzt da sei. Dann werden die Wunden gewaschen und verbunden und die Kleider — nein, die Lumpen — gereinigt. Bald ist ein Bett gefunden und Leinenzeug, und in dem dunklen Loch leuchten vier glückliche Augen. Der eine möchte danken und der andere wehrt; er sei Dank schuldig, weil Christus seinen Dienst angenommen habe.

Ein Jesuit der Lyoner Provinz kam durch Le Puy und wünschte auch die Sehenswürdigkeiten der Stadt zu sehen. P. Regis übernahm es, ihn zu begleiten. Da lag aber gerade einer seiner Kranken an der Straße, die sie gehen mußten; es verschlug also nicht viel, eben einmal nachzusehen. Ja wohl, aber in welcher Straße lag kein Kranker? So war es bereits dunkel geworden, bevor der Lyoner Pater etwas anderes gesehen hatte als schmutzige Hütten und moderige Lager. Aber er hatte große Liebe gesehen, und das war ihm kostbarer als die Merkwürdigkeiten Europas.

So wie wir P. Regis bereits kennen, sollte es wahrlich wundernehmen, wenn er sich nicht vertrauensvoll an Gott gewandt haben sollte, um das Leben der Kranken zu erhalten.

Ansicht von Le Puy.

Ansicht von La Brenets, vom Berthier aus.

Je hoffnungsloser die Fälle waren, um so mehr sah ihre Heilung einem Wunder ähnlich. Acht solcher Fälle sahen die Leute als Wunder an und bezeugten sie vor den kirchlichen Behörden. Es handelte sich zumeist um die außergewöhnlich schnelle Genesung solcher, die bereits in den Zügen lagen. P. Regis suchte jedoch den Anschein des Wunders möglichst von sich abzulenken. Darum segnete er mit Vorliebe Wasser durch Eintauchen einer Medaille vom hl. Ignatius und ließ es die Kranken trinken. Als die Eltern eines sterbenden Kindes ihm für sein wunderbares Eingreifen danken wollten, lehnte er bestürzt ab: „Was, ein Wunder? Ja, das wäre das größte Wunder, wenn Gott ein solches Werkzeug dafür benützen wollte." — Eine seiner eifrigsten Helferinnen war zum Sterben gekommen und bereits ohne Sprache und Bewußtsein, als der Pater eintrat. Er hieß alle hinausgehen und kniete mit seinem Gefährten zum Gebete nieder, unter vielen Tränen. Dann rief er die Jungfrau mit ihrem Namen. Sie erwachte wie aus schwerem Traum; noch ganz in der Meinung zu sterben, rief sie aus: „Ach, mein Pater, in welchem Zustand treffen Sie mich!" „Ist nicht so schlimm", antwortete dieser, „Sie sind ja gesund; machen Sie guten Gebrauch davon." Als er draußen den Arzt traf, bemerkte er kühl: „Ich sehe nicht ein, warum man soviel Lärm macht über die Kranke; ich finde sie gar nicht so krank." Aber die Leute dachten auch das ihrige, und so wundern wir uns nicht, wenn eine sterbenskranke Frau die Türen des Hauses zu schließen befahl, bis sie entweder tot oder von P. Regis gesund gemacht sei. Dieser bezeichnete sie denn auch mit dem Kreuzzeichen, und sie war geheilt.

„Will man P. Regis sicher bei sich haben, so muß man erbärmlich daran sein", so war es bald in der Stadt bekannt.

Er und die Armen gehörten zusammen, das sah man an seiner ärmlichen Kleidung, das sah man an seinem Beichtstuhle, der besonders von den Armen und Verschüchterten umlagert wurde. Er hatte sie gefunden und liebgewonnen, als er den Heiland suchte und ihn in Armut fand und bei den Armen, denen Jesus die frohe Botschaft verkündete und das Himmelreich zusprach. P. Regis konnte das Wort Jesu bestätigen: „An Armen werdet ihr keinen Mangel haben." Noch waren Krankheit und Unglücksfälle da, noch Trunksucht und Faulheit, noch sog der Wucher seine Opfer aus und warf sie in die Schuldgefängnisse. Viel unwerte Namen, nach denen niemand fragte, oft verwilderte Seelen, die auch nach Gott nicht mehr fragten. Wollte P. Regis die Seelen gewinnen, so mußte er zugleich der Brotvater für den Leib werden. Wir wissen nichts davon, daß die Stadt ihn zum Armenvater bestellte, mit soundso viel Gehalt. Aber er war es in Wahrheit, und die Stadt wußte seine Hilfe zu schätzen und zu fördern.

Ein Armenvater braucht viel kleine Münze; hat er Gold, so wird ihm gern gewechselt. P. Regis brachte selbst das Gold der Liebe und machte es auch bei den Reichen flüssig; er lehrte sie, ihres edlen Vorrechtes bewußt zu werden, geben zu können wie Gott. Jeden Tag ging ein großer Korb in der Stadt herum, die stumme Bitte jener, die auch gern essen wollten, aber nichts hatten. Die Verteilung geschah dreimal in der Woche. So bekam der Pater die Armen zusammen und konnte auch ihrer Seele das Brot brechen. Ein Gebet leitete die Versammlung ein, dann folgte ein Unterricht, und endlich wurde dem Leib sein Recht, Brot, Kleidung und sogar Geld. Von jedem wurde aufgeschrieben, wie er heiße und wo er seinen Unterschlupf habe; so konnte man auch dem einzelnen nachgehen und allenfalls die Ursachen der Armut beheben.

Oft fanden sich dabei reisende Gesellen. Ließ sich für sie keine Arbeit finden, so wurden sie mit Geld zur Heimreise versehen. — Eine besondere Fürsorge erheischten die Zeitarbeiter. Jeden Sommer strömten Scharen von Schnittern und Schnitterinnen in der Stadt zusammen, um sich den Gutsbesitzern für die Ernte zu verdingen. Es galt, für sie ein geordnetes Unterkommen vorzusehen, nach Geschlechtern getrennt, und so dem wilden Zusammenleben vorzubeugen. Das war die Seelenernte des P. Regis. — Auch die Hausarmen wurden nicht vergessen, die Ärmsten der Armen. Um ihre Armut darf niemand wissen; wie kann da geholfen werden? Es ist erstaunlich, wie dieser Ordensmann, der keine Augen zu haben schien, dennoch die Darbenden fand und ihnen so zart zu helfen wußte, daß sie es kaum merkten.

Es ist einleuchtend, daß eine solche Arbeit nicht von einem Mann allein geleistet werden konnte, so groß auch sein Eifer war und so groß sein Gottvertrauen. Er mußte Hilfskräfte gewinnen und sie zuverlässig zusammenschließen. Es waren Hände genug da, wenn ihnen nur die belebende Seele kam. P. Regis wandte sich namentlich an die vornehmeren Frauen der Stadt; der Frau hat ja Gott in vorzüglicher Weise die Fähigkeit gegeben, sich einzufühlen und zu helfen. So entgingen diese zudem der Gefahr, in Nichtstun und Eitelkeit der Langweile zu verfallen. Ihr Leben bekam Inhalt, Wert und Glück; gibt es doch keine göttlichere und keine reinere Freude, als andere glücklich zu machen. Jedem Mitglied wurde seine Arbeit und seine Straße zugewiesen. Die einen hatten die Augen aufzumachen, mußten die Hilfsbedürftigen aufstöbern und über sie berichten. Den andern oblag es, für Lebensmittel zu sorgen und sie den Verlassenen, Kranken und Gefangenen zuzutragen. Diese wahrhaft christliche Gemeinschaft

hatte Bestand und nahm später den Namen „Damen der Barmherzigkeit" an.

Das beste Almosen ist die Arbeit. P. Regis tat dazu, was er konnte. Viele Mädchen, die sonst dem Umherschweifen und der Unzucht verfallen wären, führte er der blühenden Spitzenerzeugung zu. Er kaufte Faden für sie und ging selbst mit ihren Arbeiten zu den Kaufleuten, und nicht selten wurde dank der Liebenswürdigkeit eines so ungewohnten Kunden der Preis nach oben abgerundet. Da bereiteten mehrere Verordnungen des Königs dem Erwerbszweig ein jähes Ende. Es sollte die übermäßige Kleiderpracht getroffen werden; aber der Schlag zerhieb auch den Lebensfaden der Arbeiter. Wehklagend eilten sie zu ihrem Armenvater, selbst von auswärts kam eine Abordnung. P. Regis nahm die Klagen und Bitten an und trug sie zum Herzen des Königs der Könige. Dort wurde ihm Trost. In festem Tone sprach er dann zu den Klagenden: „Die Verordnungen werden nicht bestehen bleiben, es wird alles sein wie früher. Nichts wird euern Handel stören, ja er wird sich mehren und euch stets das ehrliche Brot der Arbeit geben." Tatsächlich wurden die Verordnungen nicht ausgeführt, ja ein paar Jahrzehnte später kam sogar ein Schutzzoll auf Spitzen. Die Gilde der Kaufleute war der Ansicht, daß sie die gute Wendung der Fürbitte ihres Heiligen zu verdanken hätten. Bei der Feier der Heiligsprechung bestritt sie die Kosten eines Feuerwerkes. Selbst die spanischen Händler wollten das ihrige beitragen; sie lieferten die Kerzen für die Festoktav und bezahlten die Musik. Die Spitzenarbeiter aber erwählten den Heiligen von jener Zeit an zu ihrem Patron. Ist das nicht ein liebenswürdiger Heiliger, der Spitzen ohne Unmut sehen kann und sogar selbst verkauft?

Um den Armen jederzeit helfen zu können, legte P. Regis eine Art Vorratskammer an. Es stand ihm dafür im Kolleg ein Raum mehr zur Verfügung, der bald der Bude eines Althändlers glich wie ein Ei dem andern. Schuhe, Hemden, Kleider, Stühle und anderes Hausgerät fand sich da friedlich zusammen, freilich nicht für lange. Das Getreide jedoch war bei einer biedern Witwe, namens Margareta Baud untergebracht. Dort stand eine große Lade mit schwerem Schloß. Auf dieser Lade saß aber im Jahre 1637 die dunkle Sorge und wollte nicht weichen. Es war ein Mißjahr, und das bedeutete in einer Zeit ohne Kanäle und Eisenbahnen soviel wie Hungersnot. Wer etwas hatte, behielt es, sei es für den eigenen Bedarf, sei es, um später größeren Gewinn zu erzielen. Die vierzig Quart Getreide, die P. Regis zu erwerben vermochte, waren für seine vielköpfige Familie zu wenig. So hieß es Brotkarten einführen. Aber schließlich war Frau Baud beim letzten Schaff angelangt und ließ es den Pater wissen; er brauche niemand mehr zu schicken. Trotzdem kam schon wieder eine Frau mit dem Bezugsschein. Vermutlich entwickelte sich nun eine kleine Unterhaltung, bei der Frau Bauds Ehrlichkeit angezweifelt wurde; denn diese fühlte sich veranlaßt, sich beim Auftraggeber zu beschweren. „Gehen Sie nur", antwortete P. Regis, „soviel wie die Frau braucht, werden Sie schon noch finden." „Und ich sage, es ist nichts mehr da", war das letzte Wort der Verwalterin. So blieb ihr nichts übrig, als die bittende Frau selbst in den leeren Kasten hineinschauen zu lassen. Wie staunte sie aber, diesen gestrichen voll zu finden! Und so ging es noch ein zweites Mal. „Die Scheunen Gottes sind nie leer, es ist sicher noch Getreide da", hatte P. Regis seiner Verwalterin geantwortet, ganz unschuldig, als ob er um nichts wisse. Als diese zum dritten

Mal kam, mit dem Schlüssel in der Tasche, war noch ein Liter Getreide in der Truhe; sie traf den Pater gerade umlagert von einem Häuflein Bettler. „Seht, liebe Leute", sagte er, „geht nur mit dieser Frau, sie wird euch geben." „Ja, für einen, es ist noch ein Liter da", wehrte sie eilig ab. Der Pater aber blieb dabei, es müsse noch mehr Getreide in der Truhe sein, gerade genug für die, die kämen. Die Frau fand es nicht geraten, sich zu sperren; denn die Leute glaubten ihrem Vater aufs Wort. So steckte sie den Schlüssel wieder in den Kasten, und siehe da, gerade soviel Getreide war darin, als die Leute brauchten. Nun wurde endlich auch Frau Baud so klug, daß sie immer erst nachsah, bevor sie zum Pater lief. „Ich kann versichern", sagte sie später aus, „daß ich während der Zeit der Not eine wunderbare Menge Getreide der Lade entnommen habe." — In der Tat, „die Scheunen Gottes sind nicht leer". Aber wie mag P. Regis zuvor den Himmel bestürmt haben! Und Gott wußte nicht bloß um dieses vertrauensvolle Gebet; er wußte auch, wie sein Diener sich jeglichen Genuß zu versagen gewohnt war, wie häufig er selbst die nötige Zehrung vergaß, um seinen Dienst nicht unterbrechen zu müssen; er wußte, wie viele Schritte sein Diener noch machen werde, um den Armen — ohne Wunder — Brot zu besorgen, und er wollte sich von seinem Geschöpfe nicht überbieten lassen.

Im Volke aber setzte sich immer mehr die Überzeugung fest, P. Regis sei ein Heiliger, ein wirklicher Heiliger. Das Heilige an P. Regis war seine tägliche, bescheidene Hingabe. Darüber berichtete sein Oberer, P. Filleau, an den Pater General: „Schon letztes Jahr glaube ich mitgeteilt zu haben, wie P. Regis ganz der Belehrung des Volkes lebt; die ganze Stadt ist um ihn. Die übrige Zeit verwendet er restlos für

die Beichten, den Besuch der Kranken und andere Werke der Liebe." — Die Kirche aber gebraucht in der Messe zu Ehren des Heiligen die Worte aus dem Buche Job: „Der Verschmachtende segnete mich, und Trost senkte ich in das Herz der Witwe; dem Blinden lieh ich das Auge und den Lahmen trugen meine Füße; den Armen wollte ich Vater sein" (Job 20, 13).

Winterarbeit in den Cevennen.

Einer der Lebensbeschreiber des Heiligen nennt ihn treffend eine Winterschwalbe. Mit den Schwalben zog P. Regis ab, dem Lande seiner Sehnsucht zu; ein großes Stück seines Herzens war stets bei den Landleuten in den Bergen und ließ ihm keine Ruhe. Mit den Schwalben kehrte er dann wieder zurück, dort den Frühling zurücklassend, auch den Frühling in den Herzen. Sein Weg war freilich mühsamer; es trugen ihn keine andern Flügel als die der Liebe. Es trugen ihn auch nicht Pferd und Wagen. Einmal gezwungen, ein Pferd anzunehmen, setzte er, außer Sehweite gekommen, den Knecht aufs Pferd und ging wieder zu Fuß. Anders hätte es P. Regis wie eine Minderung der opferwilligen Liebe gedeucht, und vor allem wollte er nie auch nur mit dem Anschein eines Herrn erscheinen. Die Kirche aber sieht den bescheidenen Boten des Friedens entzückt daherkommen: „Wie anmutsvoll schreiten die Füße des Friedenskünders über die Berge! Sie eilen mit guter Kunde, tragen das Heil" (Kommunio der Festmesse). — Die Ausrüstung war vogelleicht. Über das schwarze Hauskleid wurde ein gleicher Mantel geworfen. Ein härenes Bußkleid, das der Pater nie ablegte, und ein stacheliger Gürtel, den er häufig um die Lenden trug,

hätten andern Wanderern wohl eine unnütze Ausrüstung geschienen. Die eine Hand trug das Brevier und die andere führte einen Stock, der dem Pater aber mehreremal abhanden kam. Er ahnte nicht, daß man denselben als Wundertäter begehrlich finden könne.

Die Gesundheit des P. Regis müssen wir eine erstaunlich gute nennen; sie wird in den Verzeichnissen der Ordensmitglieder stets als „fest" bezeichnet. Ohne Bedenken konnte er unbedeckten Hauptes und die Füße im Schnee sich auf ein Felsstück niedersetzen und so einige Stunden beichthören. Wenn wir aber sehen, wie er dauernd so gut wie nichts aß und dabei anstrengende Wege machte, ohne Unterlaß predigte und beichthörte und dennoch der Ruhe nur zwei oder drei Stunden auf einem harten Brett gönnte, nicht ohne sich vorerst noch blutig zu geißeln, dann können wir die Vermutung nicht abweisen, daß Gott ebenso die Kräfte des Leibes in außergewöhnlicher Weise ergänzen mußte, wie er die Liebe seines Dieners wunderbar entflammte. P. Regis ging wie ein Engel über diese Erde, trotz Kälte und Hunger stets lächelnd und heiter, anders sah man ihn nie. Nur daß die Engel in Wirklichkeit nicht leiden, aber darum beneidete er sie nicht. „Ich gestehe Ihnen", sagte er einmal, als ihn im endlosen Schnee die Kraft zu verlassen drohte, zu seinem Gefährten, „ich gestehe Ihnen, daß mir das Leben zur Unlust würde, wenn ich nicht für Christus etwas leiden dürfte; das ist mein einziger Trost, den ich nur in dieser Welt haben kann."

Als ersten Gefährten, dem sogar die Leitung der Missionen zustand, hatte P. Regis den Verwalter des benachbarten Kollegs von Aubenas, P. Broquin. Derselbe war fast von gleichem Alter und kaum weniger eifrig. Die Kalvinisten waren ihm

so wenig Freund, daß sie seinen Namen ihren Hunden beilegten. Als P. Broquin seine beste Kraft erschöpft hatte, übernahm er in Billom die demütige Arbeit, Grammatik zu lehren, bis er im Jahre 1652 im Dienste der Pestkranken ein Opfer der Liebe wurde.

Zunächst verlangte der verdiente Freund des P. Regis, Graf de la Motte, nach seiner seelsorgerlichen Arbeit. Dem Einfluß des Grafen unterstanden mehrere Ortschaften. Seinen Hauptsitz hatte er in dem Städtchen Cheylard, einem Orte, der in den Religionskriegen sechsmal den Herrn wechselte. Obwohl endlich unterworfen, besaßen die Protestanten dennoch die Mehrheit. Die Katholiken hatten an dem wahren Glauben wohl festgehalten, durften aber nicht mit dem vollen Stolz der Wahrheit aufschauen; ihre Laster widersprachen der heiligen Kirche. Das Erscheinen des heiligen Missionärs ließ die Katholiken aufatmen. Ihr Pater war gleichsam eine stumme Frage an die Protestanten: Seht ihr die heilige Kirche? Die Frage und Mahnung eines heiligen Lebens wurde wirklich von vielen, die zum alten Glauben zurückkehrten, verstanden. Aber die heilige Kirche sollte sich vor allem an ihren eigenen Kindern erproben. Bald wußte man in Cheylard wieder, wozu ein Gotteshaus am Orte sei, wozu die Glocken rufen und woran Taufstein und Altar mahnen. Bald hörte man in der Kirche die Gläubigen laut schluchzen über ihre Verirrungen. — P. Regis wartete nicht ab, ob alle versprengten Schäflein kommen wollten. Die fünf bis sechs Häuser in dem Weiler Aric waren verrufen als Unterschlupf der Übelwollenden und selbst der Verbrecher; P. Regis kam als Wohlwollender. Bis zu den entlegensten Hütten am Serre-en-Dom lenkte er seine Schritte. Dort wurde er von einem so gewaltigen Schneesturm überrascht, daß er drei Wochen in einer

armen Hütte verbleiben mußte, den Boden als Lager. In diesen hungrigen Wochen mochte P. Regis den andern Hunger der Landleute verstehen lernen, die durch solche Schwierigkeiten sich den Weg bahnten zu seinen Predigten und seinem Beichtstuhl; er wollte sich — so war es sein erneuter Entschluß — nicht übertreffen lassen. — Die glücklich begonnene Erneuerung wurde später von andern Missionären der Gesellschaft Jesu fortgesetzt; der Graf errichtete ihnen sogar eine Niederlassung. Die Katholiken kamen bald in die Mehrheit und wurden eine der eifrigsten Gemeinden.

Auch Lachamp, über 1300 Meter hoch gelegen, war eine Gemeinde in den Besitzungen des Grafen. Auch dort war vor fünfzig Jahren der katholische Gottesdienst verlassen worden; doch scheinen die Katholiken wieder in der Mehrheit gewesen zu sein. Einige benachbarte Bergnester waren sogar vom Irrtum völlig unberührt geblieben, dank der Armut ihrer Seelenhirten. Der eifrige Graf, dem am Seelenheil seiner Untertanen mehr gelegen war als an den Steuerabgaben, wollte nun den Ort mit der besten Mauer umfrieden, mit guten Sitten. Die Gläubigen erwarteten bereits den Missionär in der Kirche; aber jeden Tag strömten von weither neue Gruppen zu. Eines Tages wollte P. Regis gerade ins Pfarrhaus zum Mittagsimbiß, da kam ihm ein ganzer Zug Bauern entgegen. Fürchtend, der Pater möchte ihnen entwischen, nahm einer der Männer beherzt das Wort: „Hochwürden, bei der Liebe Gottes bitten wir, lassen Sie uns nicht im Stich! Seit gestern und die ganze Nacht sind wir auf dem Wege — und was für Wege! —, zwölf Meilen weit, nur damit wir Sie hören und Sie uns. Wieviel ist es uns wert gewesen!“ Da vergaß sich P. Regis und kehrte mit ihnen um: „Kommt, meine Kinder, ihr seid weiten Weg gegangen;

nun will ich euch tragen, am Herzen." Da möchte man wohl auch fragen wie die Apostel am Jakobsbrunnen: „Wer hat ihm Speise gebracht?" und die Antwort Jesu hören: „Ich habe eine Speise, die ihr nicht kennt. Meine Speise ist, daß ich dem diene, der mich gesandt hat, und sein Werk vollende. Erhebet eure Augen und sehet, wie die Felder weiß sind zur Ernte!"

„Acht Monate habe ich P. Regis vor Augen gehabt", konnte der Graf berichten. „Nie bemerkte ich an ihm auch nur eine Spur von unsern Ärgerlichkeiten und unserem Zürnen. Seine einzige Leidenschaft war es, die Seelen zur Erkenntnis und Liebe Gottes zu führen. Ich redete zu tauben Ohren, wenn ich ihm vorhielt, daß dieses harte und ruhelose Leben seine Kräfte untergrabe. Er muß zwei Seelen haben; vielmehr die Liebe Gottes ist die Seele seiner Seele. Darum nahm auch das Volk seine Worte so auf, als spreche Gott durch seinen Mund. Was er sagte, geschah; Hirt und Herde wurden erneuert."

Schwieriger gestaltete sich die folgende Mission, in Privas. Etwa sieben Jahre vorher waren einige tausend Mann Soldaten mit Geschützen dorthin auf dem Weg gewesen, gefolgt von Ludwig XIII. selbst; endlich einmal, nach dreißigjährigem Widerstand, sollte diese hartnäckigste Burg der Hugenotten fallen. Die Stadt wurde den Soldaten zur Plünderung überlassen und angezündet; der Wiederaufbau der Häuser war nur mit königlicher Genehmigung gestattet. Das war eine Predigt eigener Art gewesen, nur nicht gewinnend; der Sinn der fast ganz protestantischen Bevölkerung war eher uneinnehmbar geworden. — Solches vernahm P. Regis von dem Obern des Kollegs in Aubenas, dem die Verhältnisse der Gegend wohl bekannt waren. Er wurde denn auch mit allen Zeichen der

Abneigung empfangen; man wich ihm aus, und niemand wollte seinen Gruß „Der Friede sei mit euch" hören. Sollte er also den Staub von den Füßen schütteln und weiter wandern? Diese Frage wollte er zunächst im Gebet mit Gott, dem Lenker der Herzen, besprechen, vielmehr die Seelen in heißem Ringen erobern. Nach einigen Tagen der Einsamkeit erhob er sich und steckte einen goldenen Schlüssel in die Tasche. Das war seine Liebe zu den Armen und Kranken, unterstützt von dem gelben Golde seines Freundes, des Grafen de la Motte. Bald gab es im Städtchen allerlei zu erzählen, wie die arme Marianne ein Paar Schuhe bekommen habe — wären jetzt im Winter gut zu gebrauchen —, oder wie der Jesuit dem lahmen Pierre selbst Bett und Wäsche besorge, u. dgl. mehr. Und überall ließ der Pater auch ein gutes Wörtchen zurück. Dabei fragte er nie danach, ob die Hand, die sich bittend ausstreckte, katholisch war oder protestantisch. Schon konnte er einen zweiten Schlüssel anstecken, einen lebendigen und rührigen; das waren die Kinder. Augen und Ohren und vielleicht sogar die Schleckermäulchen der Kleinen kamen bei ihm auf ihre Rechnung. Was gab es da zu Hause nicht alles zu erzählen! Und siehe da, bald mischten sich auch die Eltern unter die Kinder, um zu hören, immer mehr, auch Protestanten. Nunmehr konnte es P. Regis wagen, öffentlich zu predigen, ja sogar für die Protestanten allein. Viele bekehrten sich. Das gute Samenkorn war ausgestreut und ging auf.

Aber schon hatte der Bischof von Valence sich den Missionär erobert, daß er auch ihm helfe, Zucht und Glauben wiederherzustellen. Das Städtchen Saint-Agrève[1], so genannt nach

[1] Nach Vianey gehörte Saint-Agrève zum Bistum Viviers, lag jedoch gerade an der Grenze von Valence.

dem hl. Agrippanus, der dem Land zum ersten Mal den Glauben gebracht hatte, eignete sich gut zu einem Anfang; nicht bloß weil dort Irrglaube und Trunkenheit in besonderem Maße herrschten, sondern auch, weil es, auf einer größeren Hochebene gelegen, ein guter Ausgangspunkt für die Missionen in den umliegenden Ortschaften war. P. Regis oblag dort seinen gewohnten Arbeiten, auch mit gewohntem Erfolg. Da aber die Trinkbrüder, ohne Unterschied des Glaubens, an ihren Stammtischen klebend, nicht zu ihm kamen, kam er zu ihnen und verkündete in ihrer Mitte ohne Furcht den heiligen Namen Gottes. Wer blieb dort der Stärkere? Waren es die armen Knechte der Leidenschaft, die dem mutigen Mahner mit einem Schlag ins Gesicht lohnten, oder siegte der Pater, der in aufrichtiger Freundlichkeit dankte: „Sie haben Maß gehalten, ich habe mehr verdient"? Die lauten Stimmen verstummten über solcher Sprache. Viele erhoben sich und sagten dem Wirtshaus für immer Lebewohl. Der Vorfall sprach sich weit herum und machte Eindruck, so daß ein späterer Zeuge, Dumonteil, den Eindruck gewann, er habe sich in mehreren Ortschaften ereignet.

Als weiterer Mittelpunkt der Missionen war Saint-André-des-Effanges ausersehen. Hier hatte das große Kolleg der Gesellschaft Jesu in Lyon Besitzungen und Patronatsrechte und deshalb auch die Verpflichtung zu geistlicher Hilfe. Es war katholisches Land. Sobald irgendwo ruchbar wurde, der Heilige komme, machten sich die Leute auch schon auf den Weg. So stieß P. Regis schon eine Tagereise vor Saint-André auf einen Trupp Bauern, die nichts suchten als nur ihn. Die Leute begleiteten ihn den ganzen Tag. Bald erteilte der Pater Unterricht und bereitete zu Reue und Liebe, bald erfüllten die Bauern die Wege mit Gesang und kräftigem

Gebet. Stets stießen neue Gruppen dazu. Kaum an einem Markttag war der Ort so mit Leuten gefüllt wie heute, da das Heilsgeschäft eröffnet wurde. Wenn Gott so seinem Diener gleichsam fünf Talente zugeschoben hatte, so wollte auch dieser seinerseits die Zinsen nicht schuldig bleiben. Sein Weg ging sofort auf die Kanzel und von da in den Beichtstuhl, bis die Nacht endlich den Gefangenen freigab.

Von Saint-André aus ging es nach Marlhes, in einem Monat des Jahres 1635. Marlhes lag hinter Wald und Sumpf und war in diesem Winter noch weltferner als sonst; denn der Schnee bedeckte in seltener Menge Weg und Steg. P. Regis fand die Schwierigkeiten kaum der Rede wert, während sein diesmaliger Gefährte, der Laienbruder Klaudius Bensac, davon noch manches Jahr zu erzählen wußte. Noch war von Marlhes weit und breit nichts zu sehen, als es bereits dunkelte, und morgen sollte die Mission beginnen. Vergebens wies Bruder Bensac seinen Genossen auf einen nahen Ort hin, wo man übernachten konnte, vergebens ließ er durchblicken, daß sie sich verirren und dann im Schnee liegen bleiben müßten. „Mut, mein Bruder", erwiderte dieser, „die Engel führen uns." Dennoch stiegen jenem bald neue Bedenken auf. Schon gingen sie nicht mehr auf Wegen, sondern aufs Geratewohl voran. Aus einem Loch herausgeklettert, fielen sie ins nächste. Während sie um nichts wußten, kündeten die Wölfe ihre Entdeckung durch lautes Geheul. Doch nichts von alledem vermochte den P. Regis aus seiner Ruhe und Freude zu bringen, auch nicht, als Bruder Bensac seinem Unmut nun Luft machte. „Mein lieber Bruder", begütigte er, „wegen so einer Kleinigkeit dürfen wir unser Herzchen nicht im Schnee liegen lassen. Wir plagen uns hier auf den Ruf unseres Herrn; ist nicht er es, der uns führt und der in dunkler Nacht uns funkelnde Kronen

gibt?" Endlich, kurz nach Mitternacht, hörten die Wanderer die Hunde anschlagen.

In Marlhes fand P. Regis einen guten Bekannten, den Ortspfarrer Jakob André. Auch mußte es ihm zu besonderer Freude gereichen, daß der heilige Bischof Saturnin, den er als frommer Novize so innig verehrt hatte, Patron der Gemeinde war. Das Wirken des heiligen Missionärs entfaltete sich wunderbar. Wie es scheint, hatte die nächtliche Kletterei in dem Mantel des Paters durchsichtige Spuren hinterlassen. Eine Frau erbat sich den Mantel, um ihn auszubessern, behielt aber einige abgefallene Restchen zurück. Diese legte sie ihren kranken Kindern auf; eines war wassersüchtig, das andere von anhaltendem Fieber verzehrt. Beide genasen in kürzester Zeit und nach ihnen auch noch andere Kranke. Eines Tages brachte man einen Mann zu P. Regis, den die Leute für besessen hielten. Sonst gab derselbe seiner Unlust vor der Kirche kräftigen Ausdruck und war nur mit Gewalt hineinzubringen; keine Beschwörung hatte geholfen. Diesmal jedoch kam der Kranke schon an der Kirchentür zur Ruhe, und der geplagte Mann konnte nach acht traurigen Jahren wieder beichten und kommunizieren wie die andern. — Was der Pfarrer sonst noch staunend bemerkte, lassen wir ihn bei der folgenden Mission erzählen.

Der Winter des Jahres 1636 oder 1637 sah P. Regis zum zweiten Mal in Faÿ. Dieses Faÿ hat den Beinamen „le Froid", das Eisige. Blendend und erstickend sausen die Schneestürme über die Hochebene hin, sogar in den Wohnungen noch die Schläfer mit feinem Staube deckend. Wer heute von Puy aus den Weg dorthin macht, trifft nach etwa 20 Kilometern in dem Dorf La Pradette ein Kreuz, das nach dem hl. Johannes Franziskus Regis benannt ist. Bei allen Nöten knieen

dort die Hilfesuchenden vertrauensvoll nieder; denn dort hat auch der Heilige einst gebetet und gepredigt.

Da das Pfarrhaus von Faÿ zu klein war, fand P. Regis bei der Familie des angesehenen Rechtsgelehrten Sourdon sein Unterkommen. Der Sohn des Hauses, Klaudius, — der Vater war vor kurzem gestorben — nennt das eine der größten Gnaden seines Lebens. Damals drückte ihn, schon seit sechs Jahren, ein hartnäckiges Augenübel mit durchdringenden Schmerzen. Trotz der Anwendung von allerlei Mitteln war er völlig blind geworden, und ein berühmter Augenarzt erklärte das Übel für unheilbar. Als P. Regis den Jüngling ob der großen Schmerzen weinen sah, forderte er dessen Schwester auf, mit ihm um Linderung des Leidens zu beten. „Als der Pater sein Gebet beendet hatte", so berichtet Klaudius selbst, „hörten meine Schmerzen auf; ich öffnete die Augen und sah. Ohne Führer folgte ich ihm zur Kirche, sah ihn dort predigen und sah deutlich alle Anwesenden. Auf die Kunde von meiner Heilung brachte man bald nachher einen seit drei Jahren blinden Mann zu P. Regis, und auch dieser ging sehend nach Hause."

Solche Wunder sicherten den Worten des Paters eine gute Aufnahme. Es schien, als ob ganz Velay in Faÿ beichten wolle; die Kommunion mußte bis zum Abend ausgeteilt werden. Eines Tages sagte der Pater zu Frau Sourdon: „Madame, man hört zuweilen, Gott wirke keine Wunder mehr. Aber wissen Sie, so oft er einen verhärteten Sünder zur Umkehr bewegt, wirkt er ein größeres Wunder." Wenn man aber P. Regis selbst an seine wunderbaren Bekehrungen erinnerte, gab er einfältig zur Antwort: „Es ist wahr, aber Gott hat es getan, nicht ich." P. Regis erkundigte sich auch hier nach den Personen üblen Rufes, um sie einzeln auf-

zusuchen. Um so mehr mußte es ihn betrüben, daß sein nächster Nachbar, ein reicher Mann, der ein schlechtes Weib hielt, sich seinen Bemühungen beharrlich verschloß. Drei Monate lang sprach P. Regis vor, immer abgewiesen. Endlich verkündete er dem Reichen, daß Gottes Gnade ihn nicht mehr einladen werde. Bald nachher fand dieser, von einer Kugel getroffen, ein jähes Ende. — Allseitigen Erfolg hatten die Bemühungen des Paters um den Frieden in den entzweiten Familien; man hörte auf seine kluge Mäßigung und ließ seinen Gottesfrieden in die Herzen einziehen.

Nachdem im Hauptort die Arbeit getan war, kamen die verstreuten Weiler daran. Vergebens suchte die besorgte Hausmutter den Pater an gar zu bösen Tagen zurückzuhalten, kaum daß es ihr gelang, ihm ein paar Äpfel als Zehrung für den Tag aufzudrängen. Es war rührend zu sehen, wie die Leute sich von ihm nicht trennen konnten und ihn auf allen seinen Wegen begleiteten, auch die Kalviner. Etwas Übernatürliches in seinem Erscheinen und in seinen Worten fesselte sie. Es war der Widerschein der göttlichen Nähe. Zu später Abendstunde zurückgekehrt, begab sich P. Regis von neuem auf den Weg, zu Gott im Gebete. Da fand ihn Klaudius, der seinen Wohltäter mit regster Teilnahme verfolgte und später als achtzigjähriger Greis vor dem Bischof von Le Puy Zeugnis ablegte, wie von der Welt abwesend. Am Altare aber glaubte er mehr einen Engel zu sehen als einen Menschen.

Im Winter 1637 ging es von Le Puy aus wieder nach Marlhes, bergauf bergab. Diesmal gab es auch für P. Regis etwas zu erleben. Sein ehemaliger Schüler und nunmehriger Freund, Pfarrer Moritz Boyer, fragte ihn einst darüber aus. Die Wege waren vereist; man brauchte die Hände fast soviel

wie die Füße. Etwa zwei Stunden vor Marlhes glitt P. Regis aus und brach das Bein. Mühsam ging es am Arme des Gefährten weiter. „Verunglückte Mission", mag dieser gedacht und im Pfarrhaus berichtet haben. Aber wo blieb denn der Pater? Er hatte es sich nicht nehmen lassen, sogleich den gewohnten Weg in den Beichtstuhl zu gehen. Erst spät bekam der Pfarrer das Bein zu sehen; der beigezogene Wundarzt erkannte auf einen Bruch des Schienbeins, fand ihn aber bereits vernarbt.

Hier hatte göttliches Eingreifen geholfen. Aber der würdige Pfarrer des Ortes, Herr André, glaubte auch seinerseits etwas Vorsehung spielen zu müssen. Er behielt seinen Gast wohl im Auge. Was machte dieser z. B. in der Nacht, gönnte er sich die nötige Ruhe? Der Pfarrer brauchte gar nicht leise aufzutreten; der Pater sah und hörte nichts, aber nicht wegen tiefen Schlafes. Erst lag dieser in Tränen gebadet auf den Boden hingestreckt, dann stand er mehrere Stunden aufrecht, die Augen zum Himmel gerichtet, das Antlitz wie entflammt. Aus seinem Munde entrangen sich die ihm so geläufigen Worte des 72. Psalms: „Was suche ich im Himmel und was könnte mir lieb sein auf Erden, wenn nicht du, mein Gott!" Weniger hold tönten dem Pfarrer die heftigen Geißelstreiche, die auch in Puy einmal einen Mitbruder bewogen hatten, bei P. Regis anzuklopfen und ihn zu mahnen, er möge mit der Schinderei aufhören. Bei dem Essen aber, das den Pater fast um seinen ehrlichen Namen brachte, verdarb er es mit dem Gastherrn und der Köchin. Das heiße sein Leben verkürzen, sagte der Pfarrer. „Mein Leben", erwiderte der Pater, „ist das Leben für die Seelen; das braucht keine menschliche Ängstlichkeit. Und wie könnte ich denn meinem höchsten Gute beweisen, daß ich es liebe, wenn nicht dadurch, daß ich ihm opfere,

was der Welt als das Teuerste gilt, Gesundheit und Leben?" Doch der Pfarrer wußte, wie man bei einem Ordensmann das letzte Wort bekomme. Er schrieb an den Rektor des Kollegs in Puy, daß P. Regis in Arbeit und Entsagung kein Maß zu halten wisse; in der Ausübung der Nächstenliebe und in der Verkündigung des Wortes Gottes mache er Tag und Nacht zu eins; so müsse er in kurzem zusammenbrechen; man möge darum in diesem Punkt ihm, dem Pfarrer, die Vollmacht eines Obern übertragen. Die Zusage kam, und der Brief wirkte Wunder. Wenn P. Regis nicht aus dem Beichtstuhl loskommen konnte, genügte es, ihm von ferne das Blatt zu zeigen.

Es war schon sehr spät, als der Pfarrer eines Tages den Heiligen so aus der Kirche holte. Ein biederer Bauersmann war trostlos darüber, daß er nicht mehr darangekommen sei, und drängte ungestüm nach. Stoßend und wieder gestoßen fiel er auf dem glatten und steilen Weg vor dem Pfarrhaus und verrenkte sich die Schulter. Kaum hatte P. Regis davon vernommen, so kehrte er um, tröstete den Mann und machte ihm das Kreuzzeichen über den Arm. Dann nahm er ihn im Freien beiseite, hörte seine Beichte und entließ ihn fröhlich und geheilt. — Der Pfarrer fügt dieser Erzählung bei, daß P. Regis mehreren Personen die versteckten Geheimnisse ihres Herzens eröffnete oder die Zukunft voraussagte. Er wurde nur noch „der Heilige" genannt, man wollte nur noch bei ihm beichten, von seiner Hand die Kommunion und den Segen empfangen. Man raubte nicht bloß all seine Zeit, sondern auch Gegenstände, die in seinem Gebrauche waren, vertrauend, daß sie Segen bringen. Die Endsumme der Mission war groß: „Unendlich viele Bekehrungen." Und von einer viel späteren Zeit sagt ein Bericht: „Noch ist sein Andenken in

Segen in ganz Velay, noch widerhallen die Berge von seinem Lob."

Mit hoher Freude spricht der Pfarrer über das Innere seines Freundes: „Ich spreche mit um so größerer Gewißheit von der Tugend des eifrigen Missionärs, da er mir während der drei Missionen immer beichtete. Jeden Tag erneuerte diese so heilige Seele zu meinen Füßen den Frieden mit Gott, mit einer Demut und Innigkeit, die mich tief beschämten. Ich kann versichern, daß P. Regis seine erste Unschuld unbefleckt bewahrt hat. Noch jetzt ist es mir unmöglich, an den heiligen Mann zu denken, ohne mit einem Trost erfüllt zu werden, den ich nicht beschreiben kann."

Es ist uns noch ein kleines Briefchen erhalten, das P. Regis an den Pfarrer André schrieb, als dieser sich bald nachher gesundheitshalber von der Pfarrei zurückziehen mußte. „Monsieur, wenn ich in Monastier etwas zu sagen hätte, müßte die Luft dort so mild werden, daß Ihre Gesundheit bald wieder hergestellt wäre. Ich meine es jeden Tag wahrzunehmen, wie sie sich bessert; Gott sei es gedankt! Dennoch merke ich, wie mich Ungeduld überkommen möchte, wenn ich nicht wüßte, daß der Herr über Luft und Gesundheit unsere Geschicke führt; darum fahre ich in der Fürbitte fort. Puy, 8. August 1640." — Ganz wie gewöhnliche Menschenkinder zu schreiben pflegen, und wie es der Stil der gebildeten Leute war. Vielleicht war es dieses Brieflein, das der Pfarrer später zu Krankenheilungen verwandte.

Verwehte Blätter.

Daß ein Missionär an vielen Orten herumkommt, ist nichts Auffallendes. Man wird sich auch seiner Worte noch manches Jahr erinnern. Wollte man aber zweihundert Jahre später seinen

Schritten nachspüren, dann könnten wir Anfang und Ende der Reise in ein und dieselbe Stunde legen. Anders bei P. Regis. Als P. Curley, in der Absicht, das Leben des Heiligen zu schreiben, es unternahm, seinen Wegen in den Cevennen nachzugehen, fand er die Erinnerung an den Heiligen an vielen Orten noch wach. — „Anmutsvoll" nennt die Kirche die Schritte ihrer Glaubensboten; anmutsvoll ist es, ihnen zu folgen.

Schon vor Marlhes, an dem Wege gegen Saint-Sauveur, müssen wir bei einem Kreuze haltmachen. Seit den Zeiten des Heiligen werden dort neuntägige Andachten und Bittgänge abgehalten. Denn dort hatte er den Abschiedssegen gegeben mit den Worten: „Was ihr zu Füßen dieses Kreuzes erbitten werdet, wird euch zukommen." Das Kreuz ist bei der Franziskanermission im Jahre 1743 erneuert worden. — Etwas weiter liegt ein Ort, der damals nur wenige Häuser zählte. Von einem derselben wollte man wissen, daß es lange Zeit hindurch von einem traurigen Übel befallen wurde, bis die Familie den Wohnsitz aufgab; stets war ein Glied derselben blödsinnig. Die Leute sahen darin eine Strafe dafür, daß man dem Heiligen die Türe gewiesen hatte, zugleich eine eindringliche Lehre, daß man den Boten Gottes nicht das Herz verschließen dürfe. Als der Weiler anwuchs und eine Kirche erhielt, nannte man die neue Ortschaft Saint-Regis-du-Coin. — Nahebei steht in Tannengehölz versteckt ein Kreuz, zu dessen Füßen eine Quelle sprudelt. Die Quelle trägt gleichfalls den Namen des Heiligen, und dieser wird dort angerufen. Ist da vielleicht eine jener Stellen, wo P. Regis den freien Himmel zur Kirche und ein Felsstück zur Kanzel und zum Beichtstuhl machte? „Ich habe es selbst gesehen", so berichtet der Pfarrer von Marlhes, „wie der Pater im

strengsten Winter mitten im Walde haltmachen mußte, um den Hunger der Leute nach dem Worte Gottes zu stillen, wie er von einem vereisten Schneehaufen aus das Brot der Lehre brach."

In Saint-Sauveur weilte P. Regis wenigstens zweimal. Die dankbaren Bürger des Ortes haben ihm im Jahre 1885 ein Standbild errichtet. Fünfzig Kinder der Pfarrei trugen zu dieser Zeit den Namen des Heiligen als Taufnamen. Aber auch die Steine, die andere Kinder in La Barge einst dem Heiligen nachgeworfen hatten, waren noch nicht vergessen. — Auf dem Wege von Saint-Sauveur nach Clavas kam P. Regis an einem großen Hofe vorbei. Jammernd klagte ihm der Besitzer, wie soeben die Soldaten das Vieh fortgetrieben hätten, und schon seien auch die Gerichtsvollzieher auf dem Wege, um ihn zu pfänden. „Wenn sie kommen", antwortete P. Regis liebevoll tröstend, „dann mache nur die Schublade auf. Und jetzt lauf schnell den Soldaten nach und hole deine Ochsen." Der Bauer sah in diesen Worten keinen „schlechten Trost", sondern tat wie geheißen. Sahen ihn die Soldaten gar nicht oder achteten auch sie den Namen des Heiligen? Ohne Widerstand zu finden, holte der Bauer seine Ochsen heim, und dort lagen auch schon in der Schublade die dreihundert erwünschten Geldstücke.

Die Zisterzienserinnen in Clavas durften die Schwelle des Klosters nicht überschreiten; darum kehrte der Pater in ihrer ehrwürdigen Klosterkirche zu. Das kleine Pfarrdörflein Tellyla-Combe rühmt sich gar, die Kanzel zu besitzen, von welcher herab der Heilige in Marlhes gepredigt hatte. Argental hat seinen Bewohnern das Bild der Mutter Gottes und des hl. Johannes Franziskus vor Augen gestellt und glaubt sich unter deren Augen wohl behütet; der Ort liegt zwischen den

beiden Denkmälern. — Unweit davon liegt ein großes Gut, unter dessen Erbstücken ein einfacher Stock jeweils namentlich aufgeführt wird; wer den Hof erbt, erbt auch den Stock. Als bei der Teilung im Jahre 1889 über zwei gleiche Teile das Los entschied, war der Notar nicht wenig erstaunt über die Freude des neuen Besitzers des Stockes. Dieser Stock gehörte einst dem P. Regis. Bei unwirtlichem Wetter mußte dieser in jenem Hause übernachten. Als bei der Weiterreise die Hausfrau dem Pater nachrief, er habe den Stock vergessen, winkte dieser ab: „Behalten Sie ihn, Frau; er sei mein Zeichen der Erkenntlichkeit." Im Jahre 1879 drohte eine Feuersbrunst das Anwesen zu vernichten. Da erinnerten sich die Bewohner des dankbaren Gastes von ehedem und riefen seine Hilfe an. Es war, als ob das Feuer den Stock fürchte; es sank sofort. — Die 2000 Einwohner von Saint-Julien wollen den Funken vom feurigen Eifer des Heiligen nicht erlöschen lassen. Am Kalvarienberg des Ortes stehen die Bilder der hll. Franz Xaver und Johannes Franziskus Regis neben dem Kreuzbild, mit der beredten Unterschrift: „Wir predigen Christus." Der Eifer der Leute für das Werk der Glaubensverbreitung wurde gerühmt. — Einige Kilometer weiter erneuert Saint-Apollinard jährlich am 16. Juni durch einen Betgang das Andenken des Heiligen. Es besitzt nicht bloß noch die alte Kanzel, auf welcher P. Regis gepredigt hat, sondern auch eine Reliquie von ihm.

Saint-Pierre-des-Machabées, im Vivarais gelegen, weiß von einer fast ängstlichen Gewissenhaftigkeit des P. Regis zu erzählen. Hoch in den Bergen oben haben dort die Äpfel Mühe, reif zu werden. Der Pfarrer wollte dem Pater ein solches seltenes Stück von einem Baume am Wege herablangen. Er dachte sicher nicht, daß dieser ihn nach dem Eigen-

tümer fragen werde. Der Apfel mußte hängen bleiben. P. Regis mußte sich übrigens dort sehr wohl fühlen. So ein armes Kirchlein, kaum 7 Meter lang, keine Glocken, ein paar Steine als Bänke —, da konnte er die Leute reich machen! — Ebenso arm war das Dörflein Saint-Bonnet-le-Froid, an der Straße von Puy nach Annonay, 1200 Meter hoch gelegen. Sein kalter Name Eisheim ist ehrlicher Besitz, aber kein Reichtum. Das Kirchlein jedoch hat Staunenswertes gesehen. In dunkler Nacht, bei schneidendem Wind, lag vor seiner verschlossenen Türe der Missionär entblößten Hauptes und mit gefalteten Händen auf den Knieen und betete innig zum doppelt verborgenen Heiland drinnen. Dort fand ihn der Pfarrer, der im Hause vergebens nach ihm gesucht hatte. Er brachte ihn aber nicht fort von der Nähe des Heilandes; es blieb nichts übrig, als dem Pater für die folgenden Nächte Schlüssel und Heiland friedlich zu überlassen.

Auch auf dem Wege nach Saint-Etienne hat P. Regis gearbeitet. Dort liegt, etwa 20 Kilometer von Puy entfernt, Vorey. Der Pfarrer des Ortes, Moritz Boyer, war sein Schüler gewesen. Dennoch glaubte er dem Pater ernsthafte Vorwürfe machen zu sollen. Der Mann war ja völlig erschöpft von seinen Arbeiten; was wird er noch leisten können? Doch da hatte es der Pfarrer falsch angefaßt; darüber war der Pater völlig eins mit ihm. „Aber Gott! Was kann Gott?" sagte dieser. „Darf ich ihm mißtrauen, ihm, der mich bei gebrochenem Schienbein zwei Stunden Weges aufrecht hielt, und nachher war alles heil?" Der Pfarrer gab seine Einwände auf. „Es war vergebens", sagt er, „ihn an kluge Vorsicht zu mahnen oder von offenbarer Schädigung der Gesundheit zu sprechen. Für die Ehre Gottes wagte er

alles, hoffte gegen Hoffnung. Darum durfte er sich aber auch an die verzweifeltsten Sünder wagen."

Bei dieser Gelegenheit verbiß sich an der Angel des Paters ein junges Fischlein, das in eitel Glück schwamm. Marzellin du Fournel stammte von angesehener Familie, war brav und gescheit, und schon winkten ihm eine gute Anstellung und eine glückverheißende Heirat. „Wohin des Weges?" fragte ihn P. Regis. „Nach Valence, dort hole ich mir den Doktorhut." „Und dann?" „Dann wird geheiratet." Da schwieg der Pater einige Augenblicke, schaute dann zu dem jungen Manne auf und sagte: „Den Doktor werden Sie erlangen, aber geheiratet wird nicht; Gott hat anders über Sie verfügt. Sie werden in die Gesellschaft Jesu eintreten und ihr, wie ich hoffe, eine Zierde sein, durch Tugend und Beredsamkeit." Nun, das hat gute Weile, dachte dieser. Aber es kam alles so, und als Marzellin noch in jungen Jahren als gefeierter Redner starb, war er voll des Dankes gegen den heiligen Mitbruder. Auch sein Bruder folgte ihm in die Gesellschaft Jesu.

Nicht weit ab von Vorey lag ein Ort mit anziehendem Namen und lustigen Bewohnern, Rosières. Als P. Regis durch seine Straßen zog, hörte er die Leute tanzen. Warum sollte man in einem Orte, der nicht „Eisheim" heißt, nicht tanzen? P. Regis kümmerte sich nicht darum. Aber es störte ihn doch die Musik und das Stampfen, als er vor dem Dorfkreuz niederkniete, um zu beten; und so zog er weiter, sehr müde. Das sah ein Bauer, Martisson, und dachte, seine Eselin habe kräftigere Beine und könne den Pater wohl noch auf den Berg hinauf bringen. P. Regis bedankte sich oben freundlich. Der Bauer mag geschmunzelt haben über den Segensspruch: Zum Lohne werde er immer ein gutes Aus-

kommen haben und sich einer Eselin erfreuen. — Das Grautier verblieb der Familie durch mehrere Geschlechter, und bald kam noch ein Verslein der lustigen Nachbarn dazu:

Und kommst bei Martisson entlang,
Hörst dort der Eselin Gesang.

In jenen Bergen wäre es schwer gewesen, ein Fleckchen zu finden, wohin nicht die heiligenden Worte des Friedensboten wie Blumenblätter gefallen waren. Und doch schien es, als sei selbst der Name des Missionärs verweht worden. Als einst ein Pater vor der Kirche eines Ortes viel Volk versammelt fand und fragte, was da los sei, da scholl ihm wie aus einem Munde die Antwort entgegen: „Wir warten auf den Heiligen." Auf den Heiligen? Vergeblich besann sich der Pater auf seinen Namen und gab sich wieder ans Fragen. Aber es kam dieselbe Antwort zurück: „Der Heilige." So und nur so kannten die Leute den P. Regis.

Den Bösen im Wege.

An einem Heiligenleben vermißt man etwas, wenn darin Schwierigkeiten, Prüfungen, Leiden fehlen. Auch den Heiligen selbst fehlte etwas, solange sie ihrem Meister darin nicht ähnlich sein konnten. Es schien ihnen unerträglich, daß sie es besser haben sollten als ihr Meister. Sie wollten mit dem heiligen Vorläufer Christi abnehmen, damit jener wachse. Sie glaubten sich noch nicht völlig frei vom Geiste der Welt, solange sie nicht zu ihr und ihrer Pracht in offenem Gegensatz standen. So erblicken wir in den Leiden, Mühsalen und Verfolgungen der Heiligen sowohl ein Zeugnis der Welt, daß sie nicht „von ihr" waren, wie auch eine Anerkennung von-

seiten Gottes, der damit das Feuer der Liebe zur himmelstrebenden Flamme entfachte.

P. Regis hatte geglaubt, bei den wilden Irokesen am ehesten jener Begünstigungen teilhaft zu werden. Aber die Kreuzesfrüchte wuchsen auch auf dem heimatlichen Boden, kaum weniger reichlich als die Tannenzapfen in den Wäldern der Cevennen. Der Liebhaber des Gekreuzigten hat sie nicht hängen lassen, sondern begierig danach gelangt und sie noch mit eigener Buße gewürzt. Die empfindlichsten Anschläge und Prüfungen sollten ihm jedoch aus dem unentwegten Kampf gegen die Sünde werden. Es war die Anwendung der Worte des hl. Paulus: „Wenn ich den Menschen gefallen wollte, könnte ich nicht mehr Christi Diener sein" (Gal. 1, 10). Der Eifer des Paters gefiel den Söldnern der Sünde ganz und gar nicht; das haben sie ihm mit Spott und Schlägen, ja mit gezücktem Degen bekundet. Es sind wenigstens neun Fälle bezeugt, wo P. Regis in Lebensgefahr schwebte. Die Anfeindungen knüpfen sich an ein Lieblingswerk des Heiligen, an die Rettung der gefallenen Mädchen und die Gründung des Zufluchtshauses in Le Puy.

P. Regis merkte bald, daß einzelne Bekehrungen und Heilungen stets gefährdet waren, solange der Herd der Ansteckung bestehen blieb. Immer wieder langte die Unzucht verheerend nach den mühsam erbeuteten Seelen. So beschloß er, die gefährdeten Mädchen und Frauen bei wohlmeinenden Leuten in sichere Obhut zu bringen. Es kostete ihn allerdings viele Bitten und ungezählte Schritte, um auch den Unterhalt für dieselben aufzubringen. Da kündete ihm eines Tages eine der um sein Werk besonders verdienten Frauen auf. Selbst bei den Patres, sagte sie, sei sie schief angesehen worden; er könne die Mädchen wieder haben, diese brächten sie noch auf

den Hund. P. Regis war darob wie vernichtet und zitterte, als hätte er das Schrecklichste gehört. Er flehte die Frau an, es doch nicht den Heiland entgelten zu lassen, was man ihr angetan habe. Da, am Kreuze, möge sie betrachten, wohin der Heiland um unserer Sünden willen gekommen sei; da müßten wir es immer noch als eine Ehre ansehen, wenn wir seinetwegen auf den Düngerhaufen kämen.

Das war eine kräftige und wirksame Sprache. Aber solche Erfahrungen ließen P. Regis doch nach einem eigenen Zufluchtshaus ausschauen. Seine ersten Andeutungen brachten ihm wenig Aufmunterung. Er konnte seinen Freunden nicht unrecht geben, daß die Bürde zunächst sogar noch größer werde, und vor allem, daß die Gründung starken Widerspruch wecken werde, gerade bei den reichen und maßgebenden Bürgern. Man müsse sich auf Verleumdungen gefaßt machen, und mit dem lockern Volke sei nicht zu spassen. Aber jede neue Schwierigkeit schien nur sein Vertrauen auf Gott zu wecken. P. Regis fühlte sich um so sicherer, als der Bischof, der berechtigte gute Hirt der Schäflein, an seinem Plane regen Anteil nahm; er sowohl wie auch der Generalvikar versprachen jede Unterstützung. Die ersten Schwierigkeiten erhob der nächste Obere des Paters, der Rektor des Kollegs; er schrak vor den Hindernissen zurück und hielt die Zeit nicht für günstig. Als Oberer trug er die Verantwortung für das Tun und Lassen der Patres und rechnete auch mit den Folgen. Die Patres waren von dem Wohlwollen der Bürger abhängig. Wenn man ihren Ruf antastete oder ihnen die Schüler entzog, wog dann der Nutzen den Schaden auf? Aber P. Regis konnte auf den Wunsch und die Unterstützung des Bischofs hinweisen und bewies selbst Vertrauen auf den

Erfolg der guten Sache; so gab der Obere nach einigem Zögern nach. Nun sicherte sich der Pater auch noch das Einverständnis der Stadtobrigkeit und kaufte dann ein Haus, das er unter den Schutz der hl. Agatha stellte. Eine starke Judith übernahm die Leitung des Hauses.

Es kam, wie die Klugen es vorausgesehen hatten und wie es der Mutige nicht fürchtete. Schon früher hatten vereinzelte Burschen ihren Unwillen an P. Regis ausgelassen; es verging fast keine Bekehrung ohne ein Nachspiel. Aber der Pater griff die Schmähungen nicht auf und schien selbst die Prügelsprache nicht zu verstehen. Höchstens scherzte er nachher darüber, daß er gut davongekommen sei. Bei einem Überfall auf ihn brachte er sogar den Täter als Beute mit. Dieser, der es später selbst erzählte, hatte ihm aufgelauert, gewillt, ihn zu töten. Der Pater hatte gar keine Eile, vorbeizukommen, er blieb vielmehr vor ihm stehen und umarmte ihn. „Ich weiß", sagte er, „was Sie hierhergeführt hat; Sie werden es aber nicht ausführen. Nicht, als wäre ich nicht bereit, Ihr Seelenheil durch meinen Tod zu erkaufen, aber Sie dürfen eine solche Übeltat nicht begehen." Die Worte waren voll Achtung und so gütig gesprochen, daß sie den jungen Mann zur Erde beugten und ihm Tränen der Reue entlockten. — Gleich unerschrocken begegnete P. Regis einem Edelmann von niedriger Gesinnung. Er kam gerade über den damals öden Platz vor der Stadtmauer, da packte dieser seine Hand und setzte ihm die Degenspitze auf die Brust: „So, das ist dein letztes Stündlein, Pfaff!" Der Pater bat demütig um einen Augenblick Zeit, damit er Reue und Leid erwecken könne; dann schlug er das Kleid zurück mit den Worten: „Ich bin bereit, für Christus zu sterben; stoßen Sie zu!" Sei es aber, daß den Edelmann ein Strahl der

Gnade traf, oder sei es, weil eine achtzigjährige Frau des Weges kam, er ließ von der Untat ab.

Als P. Regis nunmehr begann, die Opfer der Verführung zu sammeln und zu sichern, da begannen auch die Verführer sich zu sammeln und gemeinsame Sache zu machen. Da sah man in den Straßen vermummte Leute herumlaufen. Sie kamen gar gewichtig daher, fuchtelten in der Luft herum und predigten, ganz wie P. Regis und mit viel Gefolge. Sie hüteten sich aber, dem redegewaltigen Pater unter die Augen zu kommen. Doch dieser äußerte nur, er habe wirklich manche Eigenheiten, und so finde er den Schabernack der jungen Leute wohl erklärlich. — Noch besser eignete sich die Nacht dazu, um den Pater zum Narren zu halten. Dieser war, wie allgemein bekannt, stets zur Hand, wenn es hieß, einen Kranken zu versehen. Kam er nun auf die Straße, so empfing ihn an der Pforte des Kollegs ein Pfeifen und Johlen. Oder aber man führte ihn erst einige Straßen auf und ab, hin und her, und machte sich in einem abgelegenen Winkel die Freude, ihn herumzustoßen. P. Regis fand sich mit sichtlicher Freude in die Rolle des Spielballs und wiederholte nur die Worte des Apostels Paulus: „Um Christi willen sind wir für Toren gehalten worden."

Die Gewohnheit des Paters, sogleich wehrend einzuspringen, wenn er hörte, daß sündhafte Zusammenkünfte stattfinden, wurde gleichfalls ausgebeutet. Oben, auf einer der Höhen, die die Stadt beherrschen, spielten ein Herr und eine Dame auffällig die Verliebten. Es wurde Sorge getragen, daß eine Frau, die sich dem Pater gefällig erweisen wollte und vielleicht übereifrig zutrug, diesem davon Kunde brachte. Doch P. Regis schaute nicht einmal danach um, sondern antwortete: „O, das ist keine Dame, das ist ein verkleideter Mann; da

habe ich keiner Sünde zu wehren." Die Verliebten mußten also wieder abziehen, ohne ihren Gegner dem Halloh der gesinnungsverwandten Zuschauer preisgeben zu können. — Ein andermal aber eilte P. Regis sogleich aus dem Hause, und doch war es nur auf ihn abgesehen. In der Kirche der Gesellschaft Jesu wurde während der Fastnachtstage das Vierzigstündige Gebet abgehalten, teils um die Leute von den sündhaften Lustbarkeiten abzuhalten, teils um dem Heiland für solche Sünden Sühne zu bieten. Auf einmal erhebt sich vor der Kirche Pfeifen und Trommeln. P. Regis bittet die Vermummten bescheiden aber eindringlich, die Andacht nicht zu stören und sich einen andern Platz zu suchen. Da setzt neuer Trommelwirbel ein, einer der Burschen marschiert auf ihn los und versetzt ihm einen derben Schlag ins Gesicht. Dann machen die Helden Kehrt und ziehen ab. Der Pater Rektor war nicht wenig erstaunt, als wenige Stunden später ein Magistratsherr, der von der Buberei gehört hatte, bei ihm vorsprach. Er sei gesandt, um eine Klage aufzusetzen. Da erfuhr der Obere erst, was los gewesen sei. P. Regis wurde gerufen, um sein Zeugnis zu Papier zu geben. Er antwortete aber: „Ich wüßte nicht, daß ich mich über einen jungen Mann zu beklagen habe; darum weiß ich auch nicht, was wir aufs Papier bringen sollen." — Nach dem Tode des Heiligen sah man alljährlich einen Mann zu seinem Grabe pilgern, ganz zerknirscht und zerschlagen. Es war einer jener jungen Leute, der ihm bei anderer Gelegenheit einen Backenstreich gegeben hatte. Nie konnte er die Tat vergessen, noch auch die Antwort des Geschlagenen: „Einen Augenblick; hier ist auch die andere Backe; es gibt keinen Schlag, den ich nicht verdient hätte und nach dem ich nicht verlangte um meines Meisters willen."

Nicht immer ging es so glimpflich ab. Einmal war P. Regis von vielen Fäusten zu Boden geschlagen worden; der lästige Mahner sollte im Staub der Erde kleinlaut werden und sich darin winden wie ein Wurm. Doch P. Regis wehrte sich nicht gegen die Angreifer, wehrte vielmehr seinem Begleiter, der diese hindern wollte. In manchen andern Fällen mußte freilich Gott selbst seinen Diener mit unsichtbarem Schutz umgeben; denn endlich wußten die erbosten Wüstlinge kein anderes Mittel mehr, als den Pater aus der Welt zu schaffen. Pistole, Dolch und Degen lernte P. Regis aus eigener Anschauung kennen. Doch nicht er war es, der darob erschrak, sondern seine Angreifer ließen erschrocken von ihm ab, wenn er sie — wie einst Jesus die Schergen — fragte: „Hier bin ich; was wollt ihr?" Freilich nicht immer. An der Straße von Le Puy nach Vals bezeichnete ein Kreuz die Stelle, wo P. Regis einst zerschlagen und wie tot gefunden wurde.

Drei der wüstesten Gesellen, verrufen über die Stadt hinaus, schworen ihrem unfaßbaren Feinde, der ihnen alle Opfer der Lust abjagte, den Tod. Sie waren dem Zeugen, der über ihren Plan berichtet, gut bekannt. Vorläufig aber hielten sie ihr Vorhaben streng geheim. P. Regis hatte sie noch nicht kennen gelernt. Eines Abends bat ein unbekannter Mann den Pförtner des Kollegs, dem P. Regis Bescheid zu geben, es wünsche ihn ein Herr zu sprechen. Der Pförtner richtete seinen Auftrag aus. Aber auch der Heilige Geist sprach dem Pater ein Wörtlein zu. Dennoch erhob sich dieser und sagte dem Pförtner: „Ich kenne den Mann und die andern. Öffnen Sie die Kirche und sagen Sie ihnen, daß ich sie dort erwarte." Der Unbekannte meldete den Genossen diese Erschwerung und trat dann in die Kirche und mit einer höflichen Verbeugung vor P. Regis. Doch dieser kam seinen Worten zuvor: „Ich

kenne Ihr schwarzes Vorhaben, Sie wollen sich freie Bahn schaffen. Aber auch ich will Sie frei machen und Böses mit Gutem vergelten. Sie haben diese Stunde mir geweiht; ich nehme es an. Beichten Sie und kehren Sie zu Gott zurück, jetzt in dieser Stunde! Ihre Schuldenlast ist furchtbar groß, aber Gottes Erbarmen ist größer. Hier ist der Beichtstuhl, knien Sie nieder; sprechen Sie sich offen aus, ich verspreche Ihnen den Frieden der Seele." Der Mordgeselle war gekommen, um dem Pater das Herz zu durchstoßen; nun aber durchstach die Liebe desselben sein eigenes hartes Herz, und die wunderbare Enthüllung des Planes ließ ihn vor dem augenfälligen Eingreifen Gottes erzittern. Er kniete wirklich nieder, bekannte seine Sünden und erhielt die Lossprechung. Dann umarmte ihn der Beichtvater und hob ihn auf und gab ihm die Weisung, seine Spießgesellen hereinzuholen, einen nach dem andern. Was diese nun von ihrem Genossen hörten, war allerdings geeignet, sie vor Schrecken zu lähmen. Ihr Kamerad, ein Teufel wie sie, steht geknickt vor ihnen und heißt sie beichten! Und sie tun es. Alle drei waren von da an völlig umgewandelt. Einer derselben weinte noch oft, wenn er an dem Haus seiner früheren Sünden vorüberkam.

Die Stürme gegen P. Regis und sein Werk gingen durch all die Jahre, die er in Le Puy verlebte. Als die Wüstlinge sahen, daß sie seiner Person nicht beikommen konnten, beschlossen sie, das Zufluchtshaus anzugreifen und einzuäschern. Bei der Kunde von diesem Angriff holte sich P. Regis sogleich beim Obern die Erlaubnis, sein Leben für die Bedrohten einzusetzen. Als ob es zum sichern Tode gehe, traf er noch eine Anordnung über die Verwendung eines Almosens. Doch hatten sich die Angreifer angesichts der drohenden Haltung

der Menge, die auf das Geschrei der Büßerinnen herbeieilte, bereits zurückgezogen. Von einem letzten Angriff erzählt der Zeuge Anton Jacmon in seinen Erinnerungen. Danach waren mehr als dreißig junge Burschen, wohl bewaffnet, damit beschäftigt, Türe und Fenster einzuschlagen, um die Büßerinnen herauszuholen; wie es scheint, nicht ohne Erfolg, da die Bemühungen der Wachmannschaft ihnen nicht gewachsen waren. Es war das in der Nacht des 1. Februar 1640. Von da an hatte das Haus Ruhe, denn die Bevölkerung der Stadt wandte ihm allgemein ihr Wohlwollen zu. — Etwa vierzig Jahre später stellte der Große Rat von Le Puy dem Wirken des P. Regis ein ehrendes Zeugnis aus in dem rednerischen Stil, der damals beliebt war: „Als er die Stadt betrat, stieß er auf Laster, ist ihnen aber nicht gewichen. Für die armen, verkauften Mädchen schaute er nach einem sichern Neste aus; dort konnten wie Tauben leben, die es nicht mehr waren. Er tat es der Sonne gleich, die den kalten Schnee von der Erde küßt. Er wollte, daß Unsere Liebe Frau, die Stadtherrin von Le Puy, hier als Königin sich eines jungfräulichen Hofstaates erfreuen könne."

Trotz des oft wunderbaren göttlichen Schutzes glaubten die Freunde des P. Regis, diesen vor den nächtlichen Ausgängen warnen zu sollen. Da klagte er ihnen seinen einzigen Kummer: „Ach, ich müßte den Leuten ja danken, wenn sie mich töteten; was wiegt denn ein Leben neben der Arbeit für Gott? Aber ein Sünder wie ich darf jene Freude, die Gott den heldenmütigen Seelen schenkt, nicht erwarten." Dafür schenkte ihm aber Gott ein paar bittere Stunden und Monate, wie er sie wohl nicht erwartet hatte.

Dunkle Wolken und goldener Saum.

Mit Sorgen sieht die Mutterhenne, wie die von ihr ausgebrüteten Entchen sich ins bodenlose Wasser stürzen; sie sind von anderer Art. Auch der Obere des P. Regis war von anderer Art als dieser. In P. Umeau, der von 1636 bis Ende 1638 Rektor des Kollegs war, waren Furchtsamkeit und Unbeugsamkeit eigentümlich gepaart. Vor der Annahme seines Amtes hatte er sich vier Monate lang dagegen gewehrt. Genötigt, dasselbe anzunehmen, führte er es mit einer gewissen Härte, die jedoch nicht bösartig war, sondern seiner übertriebenen Gewissenhaftigkeit entsprang. Seine Unbeugsamkeit führte zu Mißhelligkeiten, die auch dem Pater General, Mutius Vitelleschi, zu Ohren kamen und von ihm beklagt wurden. Diesem Obern mußte nun freilich das außergewöhnliche Schaffen des P. Regis ein Gegenstand der Besorgnis sein, mehr als andern, obwohl auch andere Mitbrüder des Heiligen von Übereifer sprachen. Wo trieb sich denn der Pater überhaupt herum? In all den verrufenen Winkeln, hinter Dirnen und Landstreichern her. Und dann das Zufluchtshaus! Was mußte der Pater Rektor Briefe und Eingaben darüber lesen! Ob denn, so hieß es wohl, kein Oberer im Hause sei, der auf Ordnung sehe? Wenn es so weiter gehe, würden die gewogensten Familien von den Patres und ihrer Schule abrücken, ja man werde sich gewaltsam helfen. Dieser blinde Eiferer verkehre alles in Gift. Was Betschwestern ihm zutrügen, nehme er als bare Münze, und unschuldigen Verkehr verschreie er als Liederlichkeit. Seit wann diene denn die Gesellschaft Jesu schlechten Personen, für die sie den ehrlichen Bürgern das Brot vom Munde abschwätze? — Mit Sorgen gewahrte der Rektor den Aufruhr gegen P. Regis. Hatte man denn je von

soviel Mordanschlägen auf einen Pater gehört? Da war eine Gefahr, der er als Oberer begegnen zu müssen glaubte. Er kam zu dem Entschluß, P. Regis den Zutritt zu jenem Hause ein für allemal zu verbieten; ein Stellvertreter war nicht zu finden.

Das war fürwahr eine harte Probe. Doch nein, es war nicht als Probe gedacht, sondern eine völlig ernst gemeinte Maßnahme. Wie wird P. Regis den Schlag aufnehmen? Halte eine Maschine im vollen Laufe plötzlich auf, so bäumt sie sich krachend empor; aber sie weiß doch nichts davon, weiß nicht, was es heißt, in einem Lebenswerk unterbunden und in der Ehre getroffen zu sein. Auch in dem Menschen ist etwas von dieser Urwüchsigkeit der Natur, die sich emporbäumt und sich nur zu oft der Herrschaft des geordneten Strebens entzieht. War nun P. Regis noch fühlender Mensch, oder war er, wie die Welt die Ordensleute beurteilt, ein verbildetes, totes Wesen? War er — nach demselben Urteil — eine Sklavenseele, oder wird seine wahre Herrschaft sich im Gehorsam noch glänzender beweisen, Freiheit gewinnend über die besten natürlichen Triebe? Auch die gute Aszese ertötet nicht das Gefühl des Wehes. Es ist für P. Regis die Stunde einer besondern Prüfung zur Heiligkeit. Ja, wie gehen in solchen Fällen die Wege der Heiligen? Eine reizvolle Frage auch für Fernerstehende. Die Antwort ist ermutigend und belehrend; die Wege sind gangbar.

P. Regis war betroffen von dem Befehl des Obern, tief getroffen. Zwar tat er in vollem Gehorsam keinen Schritt mehr zum Zufluchtshause, noch auch für dessen Unterhalt, aber er suchte die Freiheit zu heiliger Arbeit wiederzugewinnen; war er doch dabei mit reiflicher Überlegung und mit Billigung der geistlichen Behörde und auch seines Obern zu Werke ge-

gangen. Zunächst versuchte er es bei dem Pater Rektor selbst. Aber nein blieb nein. Ja, der Pater Rektor bestimmte auch das ganze Tun und Lassen des P. Regis, wann und wie lange er beichthören und predigen, wann und wie oft er ausgehen dürfe, wieviel Almosen zu reichen seien. Alles Dinge, die seiner Entscheidung durchaus unterstellt waren. P. Regis konnte dazu schweigen, demütig oder wenigstens würdevoll oder verletzt. Doch nein, wahre Liebe ließ den Pater nicht schweigen, sie machte ihn beredt, ließ ihn demütig und flehentlich bitten, daß der Pater Rektor ihn doch nicht so streng treffe. Vergebens. Da überkam den P. Regis Verwirrung. Konnte er nicht seinem Obern ausweichen, ja war es nicht vielleicht geraten? Nachdem er diesen Gedanken, wie es die Regel vorschreibt, im Gebete erwogen hatte, wandte er sich an den höheren Obern, an den Pater Provinzial, daß er ihm gestatte, in ein anderes Haus des Ordens zu übersiedeln. Die Antwort lautete zusagend. Aber unterdessen hatte die Seele des Heiligen neue Kraft gewonnen und sich entschlossen, den Kelch ganz zu trinken. P. Regis blieb, und von da an fand er in der völligen Unterwerfung eine wunderbare Ruhe.

Das Verhalten des Obern nahm an Schärfe eher zu. Er tat damit kein Unrecht; seine Absichten und die Zweckmäßigkeit der Verordnungen blieben für P. Regis ganz außer Betracht. Die elfte der Regeln der Gesellschaft Jesu, die die Mitglieder des Ordens in Verähnlichung mit dem Heiland durch die Schule der Verdemütigung bis zur vollsten Selbstentäußerung führen will, soll kein bloßes Schaustück sein; sie wird offen vorgelegt, schon in der ersten Probezeit, und frei übernommen. Was sagte sie aber dem P. Regis? „Als eine Sache von höchster Bedeutung, auch in den Augen unseres Herrn und Schöpfers, sollen alle dementsprechend hochhalten

und darum mit Fleiß beachten, wie sehr es zum geistlichen Fortschritt diene und verhelfe, wenn wir, was die Welt liebt, ganz ablehnen, nicht bloß halb, und anderseits das, was Christus, unser Herr, liebend umfangen hat, auch unserseits zulassen, vielmehr nach Kräften begehren. Die weltlich gesinnten Menschen, die den irdischen Dingen nachjagen, wollen gern geehrt und gerühmt werden und suchen mit viel Mühe einen großen Namen zu erwerben, ganz wie die Welt sie lehrt. Die ernsthaften Jünger Christi hingegen, die im Geiste vorankommen wollen, werden mit gleich heißem Verlangen das wünschen, was jenem entgegengesetzt ist. Sie sollen verlangen nach dem Kleid und den Zeichen ihres Herrn, und zwar aus Liebe und Verehrung; so sehr, daß sie, wenn es für die göttliche Majestät ohne Beleidigung und für den Nächsten ohne Sünde geschehen könnte, geradezu Beschimpfungen, falsches Zeugnis und Unrecht zu leiden begehren und daß sie für Toren angesehen und so behandelt werden wollen — ohne jedoch Veranlassung und Grund dazu zu geben —, einzig deshalb, weil sie einigermaßen ihrem Herrn ähnlich zu werden und zu folgen wünschen, bis sie sozusagen sein Kleid und Zeichen tragen. Hat doch Christus, als er jenes Kleid anzog, unsern geistlichen Fortschritt im Auge gehabt und uns ein Beispiel gegeben, dem wir, soweit es geschehen kann und soweit die Gnade führt, streng folgen sollen; denn er ist der Weg zum Leben."

So trafen nun die Verdemütigungen den gelehrigen Schüler Jesu, ein Tadel folgte dem andern, mit oder ohne Veranlassung, auf dem Zimmer und vor andern. Einen solchen Tadel hatte einmal der Pater Rektor, in der Meinung, er sei begründet, einem Pater gegenüber ausgesprochen. Dieser teilte es bei der Rückkehr von einer Arbeit dem P. Regis mit, zugleich be-

merkend, er wolle aber dafür sorgen, daß der Pater Rektor besser unterrichtet werde und die Wahrheit ans Licht komme. Doch P. Regis beschwor den Mitbruder, es nicht zu tun. Man dürfe, sagte er, den Arbeiter nicht um seinen Lohn betrügen; die Verdemütigungen seien aber die Goldmünzen Gottes. Opfer müßten völlig geschlachtet werden; er habe das Opfer der Ehre bereits auf den Altar Gottes gelegt, als Preis für die Seelen. P. Regis handelte allgemein nach dem Grundsatz, sich nicht zu verteidigen, außer wo die Ehre Gottes es zu verlangen schien. Bei tadelnden Gesprächen über ihn lenkte er nicht ab, sondern half an demselben Strick ziehen.

Wie peinlich solche Verdemütigungen den reifen und vollwerten Mann berühren und wie tief sie ihn zuweilen aufregen konnten, davon hat uns P. La Broue einige Züge bewahrt. Es war in jener südlichen Provinz der Gesellschaft damals üblich, sich zuweilen einer öffentlichen Geißelung im Speisesaal zu unterziehen; es geschah ohne erhebliche Entkleidung der Schultern. Auch P. Regis hatte einmal um die Erlaubnis dazu gebeten. Der Pater Rektor gestattete es und scheint dabei angedeutet zu haben, P. Regis werde wohl auf den Mantel schlagen wollen. Dieser griff die Spitze auf, ließ den Mantel an und schlug zur stillen Freude der Mitbrüder mächtig darauf los, als sollte es sehr weh tun. P. La Broue meint, eine blutige Geißelung hätte manchen weniger gekostet als diese Verdemütigung. — Doch das waren nur Nadelstiche gegenüber dem öfteren Verbot, Kranken beizustehen. Eine derartige Bitte des P. Regis war ihm, trotz alles Flehens, gerade abgeschlagen worden. Ein anderer Pater, der dabei gewesen war, tröstete ihn vor der Türe des Obern, das seien die kostbarsten Überwindungen. P. Regis verhehlte jedoch nicht, wie schwer sie ihm wurden. „Fühlen Sie meinen Puls,

ich habe Fieber. Und so wird es die ganze Nacht gehen, ohne Ruhe. Wie kann ich leben, ohne den Seelen dienen zu dürfen?" — Auch ein andermal sprach sich P. Regis einem vertrauten Freunde gegenüber aus, daß der Kampf von solcher Seite ihm recht hart sei. Müsse er doch nicht gegen das Böse kämpfen, was seinen Frieden nicht trüben könnte, sondern gegen Tugenden, die ihm sonst so lieb seien, Ehrfurcht und Unterwerfung. Aber er sei entschlossen, nur diesen Tugenden Geltung zu verschaffen, auch mit Hintansetzung seines Eifers. P. La Broue bemerkt, man könne kaum ehrerbietiger vor einem Altar stehen, als P. Regis vor den Obern erschien. Er ist geneigt, die großen Erfolge des P. Regis mehr dem Segen des Gehorsams zuzuschreiben als seinem Eifer.

Der Kampf und die Ergebung des P. Regis blieben nicht unbeachtet, gereichten vielmehr den einsichtigen Mitbrüdern zur Erbauung. Einer derselben wollte sich eigens dessen versichern. So nahm er eines Tages den Pater vertraulich „auf ein paar Worte" zur Seite und bedeutete ihm — augenscheinlich aus lauter Freundschaft — wie dies und das an seinem Benehmen sonderbar sei, ja Grund zu Verdacht gebe. Aus dem einen Wort wurden aber hundert und noch einmal hundert. P. Regis hörte demütig zu und hörte noch einmal, fand kein Wort der Unterbrechung, ja ließ nicht einmal durchblicken, daß der wohlmeinende Mahner greifbar über das berechtigte Maß hinausgehe. Der Pater aber ging befriedigt von dannen; er wußte nun, bis zu welchem Grade P. Regis Herr über sich geworden war.

Den ersten Sonnenstrahl in dem dunklen Streit, den P. Regis und seine „liebsten Tugenden" miteinander führten, hatte Gott selbst in seine Seele fallen lassen, den Gottesfrieden. Wohl alle, die die Fluten der Trübsal durchschreiten

mußten, haben es Gott gedankt mit den Worten des Psalmisten: „Es ist gut, daß du mich klein gemacht hast.“ Es ist die alte Erfahrung, die uns auch die „Nachfolge Christi“ so beredt ans Herz legt: je mehr wir uns absterben, allem eigenen Genügen und der letzten Faser des Eigenwillens, je weniger wir „unser“ sind, um so mehr werden wir „Gottes“; bis zum Zeugnis des hl. Paulus: „Ich lebe, aber nicht mehr ich, sondern Christus.“ — Wenn vielleicht in der Seele des P. Regis zuvor noch ein Rest von Eigenwillen gewesen sein sollte, oder eine gewisse Befriedigung, deren Inhalt nicht Gott allein war, dann wußte es jetzt der gelehrige Schüler der Weisheit, daß darin kein voller Friede ist, daß auch er und all sein Streben und Schaffen vor Gott unnötig und ein Nichts waren, dessen nicht einmal die Menschen bedurften. Das ist die Weisheit, die um Gold erkauft wird, um Gold, das im Ofen der Trübsal geläutert wurde.

Auch auf dem Zimmer und in der Seele des Obern wurde es heller und freundlicher. Es hatte ja nie eine tiefere Entfremdung zwischen ihm und P. Regis bestanden, sondern nur eine verschiedene Anschauung darüber, was unter den Verhältnissen recht und klug sei. P. La Broue, fast Augenzeuge, bemerkt ausdrücklich, daß der Obere sehr gute Gründe für seine Anordnung hatte. Es wäre, wie P. Cros beifügt, wohl auch unter einem andern Obern einmal zu einer Auseinandersetzung gekommen. Außergewöhnlicher Eifer hat schon mehr als einmal Gegendruck hervorgerufen, selbst von gleichfalls heiliger Seite. Solange jemand noch nicht heiliggesprochen ist und solange die Obern keine deutliche Offenbarung über die Absichten Gottes mit ihm haben, solange müssen sie dem gewöhnlichen vernünftigen Weg folgen. Die Wege der Menschen aber teilen die Beschränktheit ihres Wesens.

Zur besseren Einsicht trugen die Anfragen bei, die nun auch von der andern, wohlmeinenden Seite an den Rektor gelangten. Es schien, als ob erst jetzt wirkliche Beunruhigung in die Bürger der Stadt gekommen sei, da man den Heiligen vermißte. Wenn aber die Sache des Paters eine gute gewesen war, dann war seine Bescheidung in Demut und Gehorsam heilig. Dieser besseren Einsicht gab der Pater Rektor nunmehr streng gerecht offenen, ja warmen Ausdruck; er gab dem Geprüften alle Zeichen der Anerkennung und volle Handlungsfreiheit. Er war inne geworden, daß der Eifer des P. Regis vielleicht in weiten und ungewohnten Bahnen ging, aber doch in den klugen Grenzen des Gehorsams und der Selbstbescheidung.

Da die Angelegenheit durch den Bericht des Provinzials auch an den Pater General gelangt war, kamen nun die Zeichen des Vertrauens und der Gewogenheit auch von dort zurück. P. Vitelleschi antwortete am 17. November 1637: „Das Kolleg in Le Puy ist Mutter vieler, guter Dinge, deren wir uns mit gutem Recht erfreuen. Tragen Euer Hochwürden dafür Sorge, daß der Pater Rektor keinen Strich dadurch zieht und ihren Fortgang nicht hindert; wir bedauern, daß derselbe so ist, wie er sich selbst in den Briefen zeichnet.... Der heilige und starke Eifer, mit dem P. Franz Regis dem christlichen Unterricht und dem Beichthören obliegt, findet unsere volle Billigung. Wie hoch wir ihn schätzen, können wir nicht besser ausdrücken als durch den Wunsch, daß die Gesellschaft noch viele solche Arbeiter besitze; Euer Hochwürden mögen den Pater davon in Kenntnis setzen." — Bald erfolgte auch die rücksichtsvolle Versetzung des P. Umeau nach Toulouse und dann nach Béziers, wo er in ruhigeren Verhältnissen die Stelle eines geistlichen Vaters übernehmen sollte, aber schon nach einem Jahre starb.

Schon seit 1636 hatte P. Regis an dem Hausmeister des Kollegs, P. Ignaz Arnoux, einen vertrauten Freund erhalten. Diese beiden Männer waren vom Eintritt ins Noviziat an bis zur Priesterweihe fast stets vereint gewesen. Nunmehr wurde P. Arnoux der Nachfolger des P. Umeau als Rektor des Kollegs von Puy; als solcher konnte er seinen heiligen Mitbruder noch wirksamer unterstützen. Er vertrat ihn als berufenster Kenner auch den höheren Obern gegenüber, bei denen ja günstige und ungünstige Stimmen in gleicher Weise Gehör verlangen. So in einem Brief an den Pater General vom 9. Februar 1639: „Hochwürdiger Pater General! Ich zweifle nicht, daß bei Ihnen Berichte gegen das Wirken des P. Regis einlaufen, namentlich gegen seinen sog. Übereifer. Ich bitte Eure Paternität, lassen Sie in Ihrer Seele kein falsches Bild dieses heiligen Mannes entstehen. Er ist ein unermüdlicher Arbeiter, an dem alles nur die Ehre Gottes atmet. Darum bekämpft er die Laster mit dem Eifer eines Apostels, mit Hintansetzung aller Menschenfurcht. Das ist der einzige Grund des Lärmes, den einige öffentliche Sünder erhoben, so sehr, daß selbst einige Patres sich davon einschüchtern ließen. Ich kann Sie in aller Wahrheit versichern, daß ich an seiner Person nichts finde, was ich tadeln müßte, wohl aber Tugenden, die alles Lob überragen. Selbst beim Kampf gegen öffentliches Ärgernis ist sein Eifer von Klugheit geleitet, und so groß wie sein Haß gegen die Sünde ist auch die Liebenswürdigkeit gegen den Sünder. Zudem ist er ein Mann des Gehorsams und man nennt ihn allgemein ‚den Heiligen'." — Dieses Zeugnis bestätigte auch der Pater Provinzial wenige Monate später, am 21. September 1639, und bestärkte dadurch den Pater General in seinem günstigen Urteil: „Unter den Patres tut sich hervor der P. Franz Regis, ein Mann, der viel Gutes

stiftet, ein unermüdlicher Arbeiter und ein ausgezeichneter Missionär." — Nur ein paar Monate vor dem Tode des P. Regis, am 8. September 1640, bemerkte der Pater General zu jenen Äußerungen: „Sie sprechen von der fruchtbaren Arbeit des P. Regis; auch ich kenne sie seit langem. Ich beglückwünsche darob unsere Gesellschaft und mich und ganz besonders Ihr Haus, das zu meiner großen Freude diesen dringenden und heiligen Arbeiten obliegt."

„Überdies ist er ein Mann des Gehorsams", das war die Sonne, die den goldenen Saum wob. Darüber war das Urteil der Obern und der Umgebung einhellig. P. La Broue bezeugt, daß sein Blick gleichsam an die Lippen und die Augen der Obern gebannt war, in gespannter Aufmerksamkeit. Ein Wort oder ein bloßes Zeichen genügten, daß P. Regis etwas aufnahm oder liegen ließ. „Er beobachtete", sagt ein anderer Zeuge, „die Anordnungen der Obern vollkommen; das ist allen bekannt, und ich bezeuge, daß ich an dem Diener Gottes nie etwas Gegenteiliges bemerkt habe." „Er war gehorsam bis zur letzten Stunde", so lautet ein weiteres Zeugnis. „Er folgte der Ansicht der Obern ohne Hintergedanken; davon habe ich gehört und das habe ich gesehen."

Auch nach außen brach sich nach kurzer Einengung die Wirksamkeit des P. Regis mehr und mehr Bahn. Das Werk des Zufluchtshauses, mit dem die Schwierigkeiten begonnen hatten, war wieder seiner Sorge übergeben und stand bereits auf festeren Füßen. Es zählte über dreißig Büßerinnen und konnte auf die vermehrten Zuschüsse der Bürger zählen. Es zählte aber vor allem auf die Liebe seines Vaters. Zuweilen wollte eines der noch unstäten Mitglieder wieder hinaus oder wurde aufsässig. Da mußte es P. Regis wieder zur Vernunft bringen und zugleich die Aufseherinnen ermutigen, die zuweilen

fast verzweifeln wollten. Er behandelte nach dem Zeugnis des P. La Broue die Büßerinnen mit solcher Achtung, als wenn er es mit Königinnen zu tun hätte." Selbst der reiche Erfolg bei den Missionen ließ ihn seine Schäflein in Le Puy nicht vergessen. Jede Woche wünschte er Bericht, den er mit Gebet und Gruß lohnte. So schreibt er einmal an die Hausmeisterin: „Meine liebe Schwester! Ich bitte Sie, seien Sie überzeugt von meiner Sorge und Liebe. Diese gestattet mir nicht, auch nicht während der aufreibendsten Arbeiten, Ihrer und all Ihrer Töchter zu vergessen. Grüßen Sie dieselben von mir und versichern Sie alle, daß ich der ihrige bleibe. Für Sie einen besondern Gruß. Ihr sehr ergebener Diener Johannes Franziskus Regis."

Innerhalb der Stadtmauer wurde P. Regis allmählich allen alles. War irgendwo ein Kranker oder drückte Not oder Zwiespalt, so hieß es auch schon: „P. Regis ist da gewesen." Ja häufig war er schon da, bevor ihm jemand anders als Gott Mitteilung machen konnte. Man wählte den Pater mit Vorliebe als Schiedsrichter, sowohl in heiklen Familienangelegenheiten, die nur seinem Ohr anvertraut wurden, wie auch in öffentlichen Zwistigkeiten. Wer sich auf sein Wort berufen konnte, hatte gewonnen. „P. Regis hat es gesagt" oder „P. Regis hat es nicht so gesagt", das entschied, ohne andern Grund als seine bekannte Selbstlosigkeit und Liebe, ein für allemal.

P. Regis schien selber Licht geworden zu sein; er wandelte und schaute im Lichte Gottes, so daß er um die Geheimnisse der Herzen und der Zukunft wußte. Auch für den Beichtvater ist es zuweilen schwer, sich von dem erdrückenden Gewicht der Fehler oder Versuchungen, die manche Seele bis zur Verzweiflung belasten, nicht selbst niederdrücken zu lassen. P. Regis

konnte eine solche Seele mit der Zusicherung entlassen, daß sie sich nach sechs Monaten nicht wiedererkennen werde. Das schien der Frau ein billiger Trost zu sein und sie machte ihrer Umgebung gegenüber daraus kein Hehl. Aber siehe, nach sechs Monaten wurde sie plötzlich von solchem Licht und Frieden erfüllt, daß sie voll Mut sogar den Weg der Heiligung beschritt. — Sonderbarer erschien es den Schwestern vom hl. Karl, als P. Regis es einmal zu bedauern schien, daß sie einem Mädchen, das die Gesundheit durch Ausschweifung eingebüßt hatte, dieselbe durch besondere Pflege, zu der sie nicht verpflichtet waren, wieder verschafften. Ach, wie rührend war seine Reue, wie heiß sein Versprechen! Doch der Pater blieb dabei, und auch die Schwestern mochten ihn später verstanden haben, als sie sahen, wie das Mädchen nach erlangter Gesundheit von neuem dem Sündenleben nachging und darin verkam. — Etwas besseren Trost konnte P. Regis einer verzweifelnden Mutter geben. Schon lange hatte der Sohn ihr Kummer bereitet, und nun war er richtig als Mörder zum Strang verurteilt worden. „Frau, dem Leib ist nicht mehr zu helfen, nur die Seele verdient noch unsere Sorge. Übrigens wird Ihr Sohn nicht am Galgen selbst sterben." Es war sicher noch nicht oft vorgekommen, daß man einen Mann dreimal hängen mußte, bis endlich die Richter von seinem Tode überzeugt waren und ihn den Guttodbrüdern zum Begräbnis überlassen konnten. Bereits wurde der Seelengottesdienst gehalten, da schlug der Hingerichtete nochmals die Augen auf und lebte noch einige Stunden. — Mit Tränen mußte ein andermal P. Regis gleichsam selbst ein Todesurteil sprechen. Es handelte sich um den Ehebruch eines reichen Bürgers mit einer verheirateten Frau. Der rechte Gemahl war gegen diese Untreue so ohnmächtig, daß der Pater keinen andern Rat wußte,

als mit Hilfe des weltlichen Armes die Frau einsperren zu lassen. Aber die Macht des Geldes lähmte bald diesen weltlichen Arm und die Frau konnte das Sündenleben wieder aufnehmen. Vergeblich flehte P. Regis den Richter demütig an um Aufrechthaltung des Beschlusses, die zuchtlose Freiheit der Frau einzuengen. Als er hernach mit seinem Begleiter in das Haus eines Freundes einkehrte, war er wie geistesabwesend und in Tränen aufgelöst über die Sünden, die er nicht verhindern konnte. Auf einmal erhob er sich in prophetischem Geiste und schlug beteuernd auf den Tisch: „So wahr Gott lebt, noch vor Jahresende wird es einer bereuen." Dieser eine war der Richter.

„Das Leben dieses Mannes", sagt von P. Regis ein Hauptzeuge, der Priester Matthias Rome aus Le Puy, „hat sich ganz in der Öffentlichkeit abgespielt, in steter äußerer Tätigkeit für die Ehre Gottes und das Heil des Nächsten. Konnte es so sein, wenn sein Leben durch irgend eine Tat oder ein Wort gegen ein Recht oder eine Tugend verstoßen hätte? Bei seinen heftigen Angriffen gegen die Sünde hätte sich der Zeuge dafür sicher gefunden, wenigstens nach dem Tode." Aber man konnte nur verdächtigen, nicht anklagen, und selbst das mußte verstummen. Die Leute traten auf die Schwelle des Hauses, allein um „den Heiligen" zu sehen, um einen goldenen Strahl des Segens oder der Erbauung von ihm zu stehlen.

Eine dunkle Wolke hat kurze Zeit das Leben des P. Regis beschattet. Sein heißer Kampf gegen die Sünde hatte ein Gewitter heraufbeschworen, das auch an die Tore des Kollegs schlug und selbst die Obern des Paters einschüchterte. Nun war es wieder hell. Das Mißtrauen des nächsten Obern hat sich in Hochachtung und Vertrauen gewandelt und das Ver-

trauen der höheren Obern ist zu neuem Ausdruck gekommen. Auch außer dem Hause mußten sich die Wolken vor dem hellen und starken Wirken des P. Regis mehr und mehr verziehen.

Gesegnete und gesicherte Ernte.

Gegen Ende des Jahres 1639 sehen wir P. Regis auf dem Wege von Le Puy nach Mont-Regard, einer hochgelegenen Ortschaft. Die Pfarrei war von den Jesuiten abhängig[1]. Es herrschten bereits Nordwind und Schneewehen. Als P. Regis nach einem Weg von 40 Kilometer naß und durchfroren ankam, war es schon spät und die Kirche geschlossen. So kniete er sich vor der Türe in den Schnee nieder, um seinen verborgenen Herrn anzubeten, während die Schneeflocken auf ihn niederwirbelten. Dort griffen ihn einige verspätete Landleute auf und nötigten ihn, sich in einem benachbarten Hause zu erholen. Am folgenden Tage wurde die Mission unter gewaltigem Andrang eröffnet; denn schon seit Wochen sprach man vom Kommen des „Heiligen" und nie anders. Die Mission war denn auch gesegnet und hatte viele Bekehrungen

[1] Wie kam es, daß den Kollegien der Gesellschaft Jesu Pfarreien zugewiesen waren, die sie dann doch wieder durch Weltgeistliche verwalten ließen? Der hl. Ignatius wünschte, daß alle seelsorgerliche Arbeit, auch der Unterricht der Jugend, unentgeltlich geschehe. So mußten die Häuser, in denen die Jugend unterrichtet wurde, mit genügenden Einkünften ausgestattet werden; denn das ständige Erbetteln der Mittel hätte den Lehrbetrieb gestört und oft unmöglich gemacht. Wenn nun ein Bischof oder eine Stadt ein Kolleg zum Unterricht der Jugend wünschten, dann sorgten sie zuerst für ausreichendes Einkommen. Den wirtschaftlichen Verhältnissen jener Zeit entsprechend bestand dieses gewöhnlich in liegenden Gütern; diese aber waren vielfach mit kirchlichen Stiftungen und Verpflichtungen verbunden und wohl auch mit dem Patronatsrecht über Pfarreien.

im Gefolge, an die sich der Pater selbst mit Freuden erinnerte.

P. Regis wurde hier scharf beobachtet von einer hochangesehenen protestantischen Dame aus edlem Geschlecht, die nahe bei dem Orte ein Schloß besaß. Die Protestanten betrachteten Luise v. Romezin, so hieß dieselbe, als ihre Führerin und waren stolz auf sie. Nicht mit Unrecht. Die erst zweiundzwanzigjährige Witwe zeichnete sich durch große Wohltätigkeit gegen Arme aus und erfreute sich eines makellosen Rufes. Was sie aber neben ihrem Ansehen zur Führerin besonders geeignet machte, war die Leichtigkeit, mit der sie sich in den kirchlichen Streitfragen bewegte; namentlich an geeigneten Schriftstellen besaß sie ein wohlgerüstetes Lager, freilich in kalvinischer Schmiedung. Schon die Eltern und Großeltern waren der neuen Lehre eifrig zugetan gewesen und wußten für ihr einziges, hochbegabtes Kind die besten Verkünder derselben als Lehrer zu gewinnen. Daraus können wir abnehmen, welche Spannung die Ankunft des P. Regis in dieser Dame weckte. Nach den einhelligen Beteuerungen der Prediger waren die Jesuiten die niederträchtigsten und gefährlichsten Menschen; nun konnte sie einen derselben sehen und hören, und diesen nannten die Katholiken einen Heiligen. Als wirklich weise Frau beschloß sie, selbst zu prüfen. Um kein Aufsehen zu erregen, wählte sie dafür einen Vortrag in aller Frühe, wo sie unter den Landleuten unerkannt verschwand. Aber warum kam sie auch zu allen folgenden Vorträgen, und jetzt ungescheut? Dabei hielt sie es allerdings für angebracht, allen, die es hören wollten, zu erklären, es falle ihr im Traume nicht ein, ihr Bekenntnis zu verlassen. Aber vielleicht war diese Rede, ihr unbewußt, doch nur ein Mantel, der decken sollte. Was hielt sie denn bei den Predigten fest? Die

Kampfeslust konnte nicht zur Geltung kommen; denn P. Regis erging sich nicht in den menschlichen Ansichten über dies und das, und man wartete vergeblich darauf, daß er zum Angriff übergehe. Er brach vielmehr dem hungernden Volke das kernige Brot der ewigen Wahrheiten, freilich recht würzig gebacken in seiner Gottesliebe und in der Liebe zu den Seelen und allen wohlbekömmlich. Daran gesundeten die Seelen, die vom Gift der Sünde erkrankt waren. Die natürliche Güte des Redners und die gottentflammte Wärme seiner Worte, der sich niemand verschloß, ließen die Vorurteile der Dame gegen die Diener der Kirche wie Schnee hinwegschmelzen. P. Regis wurde von dem regelmäßigen Erscheinen der Frau benachrichtigt und dadurch ermutigt, um eine Besprechung nachzusuchen. Die Bitte fand geneigtes Ohr und wurde angenommen, wenn auch der Pater nicht den Fuß auf den Boden ihres Schlosses Marcoux setzen durfte. Die erste Unterredung war einleitend. Eine zweite folgte und belehrte in gewinnender Weise über die Lehre der katholischen Kirche. In drei weiteren Besprechungen führte der Missionär aus, wie die Stellen der Heiligen Schrift, auf welche sich die Protestanten mit Vorliebe stützten, auch eine andere Deutung zuließen, und daß diese Deutung die Erklärung der Vorzeit war. Die wahrheitsliebende Frau war geradezu verblüfft, als sie vernahm, daß die Schreckbilder, die man ihr von der katholischen Kirche gezeichnet hatte, in dieser sich gar nicht vorfanden. Um so lebendiger stand vor ihr das Bild des heiligen Mannes. Sollte denn ein Mann, der, so bescheiden und sich abgestorben, nur für die Ehre Gottes lebte, wirklich im Irrtum sein und gar andere dazu verleiten wollen? Aber noch einmal erhob sich in der Frau der selbstbestimmende Geist der Irrlehre, besonders gegen das Geheimnis der Ge-

heimnisse, vor dem wir anbetend im Staube knien. Wie ein Gottesgelehrter führte sie nochmals alle ihr so vertrauten Bibelstellen ins Gefecht. Dennoch ließ P. Regis, wie auch sonst den Andersgläubigen gegenüber, nie ein Wörtchen fallen von stolzer Ablehnung, ließ sie nie durch Betonung der Unwissenheit beschämt abfahren. Er blieb stets bescheiden und freundlich und fing die lebhaften Angriffe lächelnd und kurz auf. Es galt ja nur noch den Willen für Gott zu erobern, und Gott der Herr segnete die Worte seines eifrigen Dieners. Ein einfaches Wort, vermutlich die lieberfüllte Mahnung, sich Gott zu ergeben, wandelte die Frau wie in einem Augenblick um, ihr selbst unerklärlich. Alle Schwierigkeiten waren verschwunden und zugleich der Glaube in ihr so lebendig, daß sie von da an nie mehr auch nur den leisesten Zweifel über die wahre Gegenwart Christi im heiligsten Sakrament hatte und bereit war, dafür zu sterben. — P. Regis nahm nun die Abschwörung und das Glaubensbekenntnis der edlen Frau entgegen. Er nahm aber in weiser Rücksicht zunächst davon Abstand, daß der Übertritt öffentlich bekannt gemacht werde. Die Frau stahl sich von Zeit zu Zeit von ihren Eltern fort, um zu beichten und zu kommunizieren. Die Worte des Missionärs blieben in ihr lebendig und hielten sie in der kalvinistischen Umgebung aufrecht. Nach einiger Zeit glaubte jedoch P. Regis, Luise v. Romezin dazu anregen zu sollen, daß sie sich offen zur wahren Kirche bekenne. Sie tat es mutig, zur unglaublichen Freude der Katholiken, wie ebenso zur gewaltigen Bestürzung der Kalvinisten. In den schweren Kämpfen tröstete sie die Versicherung des Heiligen, er werde sie nie im Gebete vergessen. Er brachte sie aber vor allem zur Mutter Gottes und Mutter aller gläubigen Glieder Christi und lehrte sie, im Rosenkranz Marias Gesellschaft und Hilfe

zu suchen. Um den Trost einer katholischen Umgebung zu haben, heiratete sie, wie es scheint, auf den Rat des P. Regis zum zweiten Mal, diesmal einen katholischen Edelmann, und starb hochbetagt im Alter von neunundachtzig Jahren. Sechs Jahre vorher durfte sie noch die Heiligkeit ihres Führers bezeugen und eidlich bekräftigen.

Ein Begebnis, das sich auf dem Wege zu einer neuen Mission in Chambon zutrug, gibt uns ein liebliches Bild, sowohl von der zärtlichen Sorge des P. Regis um seine Mitbrüder wie von seinem kindlichen Vertrauen auf Gott. Beides war ihm so natürlich, daß es später dem P. La Broue gar nicht schwer wurde, ihn trotz seiner Bescheidenheit zum Sprechen darüber zu bringen. P. Regis gewahrte, wie Bruder Bensac, sein Reisegefährte, nach einem ermüdenden Tagesmarsch ganz erschöpft war; es war aber nicht möglich, noch ein katholisches Gasthaus zu erreichen. Obwohl ohne Geld, kehrte er bei einem Kalviner ein und bestellte ein gutes Abendessen. Dem Bruder Bensac wurde es ungemütlich; er warnte, keine Dummheiten zu machen, der Wirt werde sich die Prellerei nicht gefallen lassen. „Aber ich habe Gott und das Gebet", erklärte P. Regis. „Seit wann denn", warf jener ungläubig ein, „nehmen die Kalviner Gebet als Zahlung an?" Aber P. Regis machte ernsthaft Schluß: „Nur ruhig; die Vorsehung hat uns in der Not noch nie im Stiche gelassen." Im Begriff, sich zum Gebete zurückzuziehen, traf er in einem Zimmer ein paar Spieler; da gab es also Gelegenheit, zu gewinnen. Der Pater grüßte freundlich und setzte sich aufmerksam dazu. So einen Gast hatten die Spieler noch nie neben sich gesehen. Sie blinzelten sich unter ihren großen Hüten her verständnisvoll zu und ließen Anspielungen und derbe Späße einfließen, die schallendes Gelächter weckten.

Aber sie weckten — zu ihrem Erstaunen — keinen Zorn. Der Pater drehte den Spieß ruhig um und begann seine mehr christlichen Sprüche über Gottesfurcht und Seelenheil. Eine solche höfliche, aber ernst gehaltene Mahnung tat ihre Wirkung; die Spieler baten um Verzeihung. Ja, um sich auch in besserem Lichte zu zeigen, trugen sie dem Wirt auf, den Gast gut zu behandeln und von ihm kein Geld anzunehmen; sie würden bezahlen. — Da war Bruder Bensac freilich glänzend geschlagen. Ein solches Vertrauen eignet aber gottliebenden Seelen, die sich selbst vergessen haben und in denen keine andere Stimme mehr Gehör findet, als die zuverlässige Stimme Gottes.

Ebenfalls in der Landschaft Velay, an der Straße von Le Puy nach Annonay, nahe bei Mont-Regard, liegt Montfaucon, die Falkenburg. Es war damals ein wohlbefestigtes Städtchen, das innerhalb der Mauern etwa sechshundert Einwohner zählte, darunter viele adelige Familien. Einer der Adeligen, Charles de Chabanacy de Marnas, Doktor der Rechte, Königlicher Ratsherr und Richter, rechnete es sich zur Ehre an, einst Schüler des P. Regis gewesen zu sein, und wollte es auch jetzt wieder werden. P. Regis kam in Montfaucon gegen Ende Januar 1640 an. Aber gleichzeitig mit ihm huschte ein schwarzer Schatten durchs Tor, die gefürchtete Beulenpest. Kaum hatte die Mission begonnen, da erlagen ihr schon die ersten Opfer; war es doch das kürzeste und heftigste Sterben, darum auch einfach der „Tod" genannt. Bald mußte man für die vielen Toten einen neuen Friedhof vor der Stadt anlegen. Jetzt, da der Tod selbst zum Leiter der Mission wurde, machte sich P. Regis zu seinem Diener, im Dienste der Kranken. Aber der Pfarrer des Ortes, Louis de Lagrevol, der diesen unvergleichlichen Missionär nicht dem sichern Tode weihen

wollte, verlangte zuerst die Zustimmung seines Obern. Diese wurde gegeben, und P. Regis betrachtete sie als Erlaubnis zum Sterben; denn er kannte keine Schonung und keine Vorsicht. Dennoch wurde er verwunderlicherweise von der Krankheit nicht ergriffen, während andere vorsichtigere Geistliche ihr erlagen. Nach dem späteren Bericht des P. D'Aubenton erzwangen jedoch die Geistlichen und die befreundete Familie Chabanacy seine Abreise. Zahlreiche Bürger begleiteten ihn weinend auf dem Wege nach Mont-Regard. Dort, wo man den letzten Blick auf die Stadt hat — jetzt steht da ein Kreuz, zu dem alljährlich eine tausendköpfige Bittprozession hinzieht —, baten die Begleitenden um den Abschiedssegen. Der Heilige willfahrte ihnen, umarmte alle und gab ihnen die tröstliche Zusicherung mit nach Hause, daß die Pest von dieser Stunde an abnehmen werde. Von der Schloßhöhe in Mont-Regard aus konnte man an schönen Tagen Montfaucon sehen. Dorthin stieg P. Regis schon am folgenden Morgen und an den zwei nächsten Tagen hinauf, stets sein Gebet und den Segen wiederholend. Nach dem dritten Segen wurde niemand mehr von der Krankheit ergriffen und die Kranken genasen. Die Kunde von diesem Segen eilte dem Pater voraus, und bald folgte er nach, von den Einwohnern kniend als ihr Retter begrüßt.

P. Regis nahm die Mission sogleich wieder auf, und auch die umliegenden Ortschaften nahmen daran teil. Wohl nie hatte er zu so empfänglichen Zuhörern gesprochen. Da rief ihn von der Höhe der Berge und von der Höhe der Kanzel ein Befehl seines Obern hinunter in die Tiefe der Täler und in die verborgene Tiefe einer Schulstube. Statt vor einer gedrängten Hörerschar aus der Wärme des Herzens von der Liebe Gottes zu sprechen, sollte er dort vor wenigen zerstreuten Schülern Grammatik erklären und einüben; statt hier im Zeichen des

Kreuzes Beladene zu entlasten, dort mit der Feder den Verstößen gegen die Sprache nachspüren. Es fehlte ein Lehrer und es war augenblicklich kein anderer Ersatz da. Vergeblich bat der Pfarrer den Missionär, daß er noch zwei Tage zuwarte, bis er in Le Puy vorstellig werden konnte. Schon am selben Tage zog P. Regis gehorsam hinunter ins Kolleg, um sich dem Obern zur Verfügung zu stellen.

Mit dieser Anordnung hat P. Arnoux sicher eine erhebliche Anleihe auf die alte Freundschaft seines Mitbruders gemacht. Aber so segensreich das Wirken des Paters war, einstweilen mußte der Gang einer Schulanstalt unbedingt aufrecht erhalten werden. Nach einer Bemerkung des P. La Broue war es nicht das erste Mal, daß P. Regis im Schulbetrieb aushelfen mußte. Gehorchte aber P. Regis ganz ohne ein nur zu wohl verständliches Empfinden des Unbehagens? Können wir sagen, daß er so bei der veränderten Stellung war, daß sich der Drang zur verlassenen Tätigkeit nicht rührte? Vielleicht daß andere Heiligenleben in ähnlichen Lagen solches zu berichten wissen oder glauben annehmen zu dürfen. Bei dem lebhaften Wesen des P. Regis und bei seiner außerordentlichen Liebe zu dem einfachen und weniger beachteten Landvolk dürfte es zunächst zweifelhaft erscheinen. Die Heiligkeit braucht jedoch nicht alles natürlich ansprechende Streben aufzuheben, wenn sie es nur stets regelt und in der Hand behält. Zudem machten der Bischof von Le Puy und andere Freunde bald höhere Ansprüche auf seine seltenen Gottesgaben geltend. Es liefen stets neue Anfragen und Ansuchen ein. So finden wir P. Regis nach zwei Monaten reiflichen Überlegens und Betens im Begriff, diese Angelegenheit von größerer Bedeutung in einem Briefe zu besprechen. Der Brief ist an den Pater General gerichtet. Vielleicht wollte der Pater

Provinzial keine grundsätzliche Entscheidung treffen; wahrscheinlich aber wünschte P. Regis für die Zukunft mehr Sicherheit zu haben, da die häufiger wechselnden Zwischenobern die getroffenen Bestimmungen leichter ändern.

„Sehr zu verehrender Pater! Was den Gegenstand dieses Briefes betrifft, so weiß ich, daß das lebhafte Verlangen Eurer Paternität darin sich deckt mit meinen liebsten Wünschen. Darum erbitte ich Ihre Genehmigung dafür, daß ich mit einem meiner Mitbrüder die ländlichen Ortschaften durcheilen und den Rest der Kraft dem Seelenheil der Landleute weihen darf. Die Früchte dieser Landmissionen lassen sich nicht mit Worten aufzählen. Ich würde es selbst kaum glauben, hätte ich nicht die Garben mit eigener Hand heben dürfen. Ach nur zu selten, zu meinem großen Schmerz! Daß es mir also gestattet sein möge, diesen Arbeiten wenigstens für fünf bis sechs Monate im Jahr anzugehören. Der Bischof von Puy hat mir in amtlichen Schreiben die weitestgehenden Vollmachten für sein Bistum gegeben. [Fromme Personen wollen für meinen Unterhalt aufkommen und haben schon Schritte dafür getan; der hiesige Obere besitzt bereits 150 Franken für diese Zwecke. Ich werde also ohne viel Mühe zusammenfinden, was ich für meinen Gefährten und mich benötige. Wir werden so weder dem Kolleg zur Last fallen noch den Pfarrern. Wenn aber die Pfarrer um die Auslagen nicht zu sorgen brauchen, werden sie uns überall mit Freuden aufnehmen. Eine große Zahl derselben hat sich schon lange und wiederholt in dringenden Schreiben an mich gewandt. Aber sie bemühen sich vergebens; der Obere dieses Kollegs möchte mich in Le Puy festhalten.][1] Seit vier Jahren schon bin ich hier mit kateche-

[1] Das eingeklammerte Stück des Briefes wird von P. D'Aubenton mitgeteilt, fehlt aber im Summarium additionale der Seligsprechungs-

tischen Predigten beschäftigt, teils in unserer, teils in einer andern Kirche, häufig mit großem Aufwand an Kraft und Feierlichkeit. Nun bin ich ausgeschöpft, das mag niemand wundernehmen. Die armen Landleute aber verschmachten vor Hunger. Ich wage demnach zu hoffen, es werde mir mit diesen Missionen nicht ebenso ergehen wie mit der Mission in Kanada, auf die ich alle Hoffnung fahren lasse; ich verspreche mir vielmehr von Eurer Paternität sichere Gewährung. — Eurer Paternität geringster Diener in Christus, Johannes Franziskus Regis. — Le Puy, 1. April 1640, in dem Jahre, das für die Gesellschaft so voll der Freude ist[1] und, wie ich von ihrer Güte hoffe, auch für mich ein Jubeljahr wird."

Das ist kein gemächlicher und kein schüchterner Mann, der den beredten Brief geschrieben hat. Er weiß, was er kann und nicht mehr gut kann, weiß, wo Not ist. Reine Absicht und väterliche Sorge um die ärmeren Hintersassen der Berge haben die Feder in die Hand gedrückt und die gewinnenden Worte gewählt. Solche Bitte und Aufforderung wird jeder Obere gern hören und nach reiflichem Erwägen wohl auch erfüllen.

P. Regis beschäftigte sich schon seit einigen Monaten mit dem Gedanken, die Landmissionen auch für die Zukunft zu sichern. Die vielen Erziehungsanstalten des Ordens schienen fast alle verfügbaren Kräfte aufsaugen zu wollen, und doch durfte das Landvolk, das zudem mit reicher Seelenernte lohnte, nicht vernachlässigt werden. P. Regis schlug darum durch Vermittlung seines Rektors vor, was etwas später auch

akten. Die Gesellschaft Jesu besitzt noch das volle Schreiben. Die Unterschrift ist später herausgeschnitten worden. Der Namenszug eines heiligen Mannes war natürlich ein begehrtes Andenken. Der hl. Franz Xaver hat aus den Briefen seiner ersten Gefährten die Unterschriften ausgeschnitten, um sie stets an der Brust zu tragen.

[1] Erste Jahrhundertfeier des festen Bestehens der Gesellschaft Jesu.

P. Maunoir S. J. für die Bretagne ins Werk setzte, und was im Jahre 1647 Pater General Carrafa für den ganzen Orden anregte, daß einige Patres ganz für das Werk der Landmissionen bestimmt werden. Dieselben sollten in den Kollegien von Le Puy und Tournon, als den Ausgangspunkten für die Landstriche Velay und Vivarais, ihren Wohnsitz nehmen. P. Regis, der über dem Beten das Rechnen nicht verlernt hatte, berechnete bereits die voraussichtlichen Auslagen und ebenso die Aussichten, ob sie durch freiwillige Beiträge aufgebracht werden könnten; denn die Einnahmen der Kollegien waren vielfach recht knapp. Plan und Veranschlagung wurden vom Pater Rektor geprüft und dann dem Pater General vorgelegt. Dieser schrieb am 25. Februar 1640 an P. Arnoux zurück, daß ihm die Berichte über die fruchtreichen Missionen unglaubliche Freude bereiten; er möge deshalb den Plan dem Pater Provinzial vorlegen und ihn zu einer baldigen Aussprache drängen. Schon am 8. Juni 1640 fanden die Anliegen des P. Regis ihre Erledigung. Der Pater General schreibt ihm: „Ihr heiliges Vorhaben, sich dem Heile der Landbewohner zu weihen, kommt meinen Wünschen entgegen. Ich billige und schätze es außerordentlich und empfehle es gleichzeitig dem Pater Provinzial so dringlich, wie mich der sichere Gewinn für Gottes Ehre und das Heil der Seelen es zu tun heißt. Dem Pater Provinzial gebührt nämlich die Führung der Angelegenheit und ich glaube, er wird sich ihrer mit viel Fleiß annehmen. Ich werde Ihnen jede mögliche Hilfe zuteil werden lassen und fordere Sie mit Nachdruck auf, frei herauszusagen, worin ich fernerhin ein so ausgezeichnetes Werk fördern oder festigen kann."

Die versprochene Empfehlung an den Provinzial Johannes Filleau ist vom gleichen Tage. Es heißt darin: „Sein

heiliges Vorhaben findet so sehr meine Billigung, daß ich demselben für lange Zeit Bestand zu geben wünsche. Nicht bloß jener Pater soll ihm leben, sondern nach ihm sollen noch viele andere ihre ganze Kraft daran setzen."

Am 30. Juli 1640 antwortete P. Filleau: „P. Regis erzählt mir, daß er vergangenes Jahr im Auftrag des Bischofs von Le Puy fünf Monate lang Missionen gehalten habe, mit erstaunlicher Frucht. Das Gute, das diese letzten Missionen gewirkt haben, übersteigt bedeutend die Erfolge der früheren Jahre. Der Pater wird die Missionen in kurzem wieder aufnehmen und so dem Rufe der Pfarrer und ihrer Gemeinden, die sich um die Wette um ihn bemühen, genügen." — In der Tat waren aus dem Velay und Vivarais ganze Abordnungen eingetroffen.

Damit hatte P. Regis die Höhe seines Strebens erreicht. Sein Eifer hatte freie Bahn, er selbst stand noch in den besten Jahren, und vonseiten des Ordens, dem er angehörte, war seinem Werke eine Art Unsterblichkeit über den Tod hinaus gesichert. Der Orden streckte sich in diesem Jahre, dem Gedächtnistag seiner ersten Bestätigung, zum zweiten Jahrhundert seiner Arbeiten für Gottes größere Ehre aus. Gott hatte ihn in Dienst genommen bis zum letzten Röcheln der Märtyrer und bis zum letzten Atemzug seiner Arbeiter; das war sein Ruhm und seine Freude. Das war auch die Freude des P. Regis. Vermehrte Arbeit hatte er vom Pater General als Jubiläumsgeschenk erbeten. Diese Freude ist ihm zuteil geworden. Zur Erlaubnis, sich den Landmissionen zu weihen, ist die Aufmunterung gekommen und die Sicherung des Werkes durch seinen höchsten Obern. Wird aber die übergroße Liebe zu Gott nicht vielleicht die Liebe zu den Seelen überflügeln und ihn vorzeitig zum Himmel ziehen?

Oft hörte man P. Regis sagen: „O Gott, einzige Liebe und Freude meines Herzens, wie dürstest du nach unserer Liebe und wie dürstet meine Seele nach dir! Ach, daß sie sich darin nie genug tun kann!"

Der letzte Aufstieg.

Vielleicht lag in dem Bemühen um feste Gefährten bereits eine Vorahnung, daß der Herr den Verwalter bald abberufen werde. Während der letzten Arbeiten, die P. Regis nun sogleich wieder in Angriff nahm, wurde die Ahnung zur Gewißheit. Schon in Le Puy hatte er eine auffallende Äußerung getan. Eine seiner treuen Mitarbeiterinnen wollte sich ein bißchen sperren. „Meine liebe Tochter", sagte er ihr darauf, „Sie hören heute nicht gut, und Sie fragen nicht mehr viel nach mir. Aber es kommt noch ein Tag, da werden Sie mich nötig haben und werden zu mir kommen, weit fort." Sah der Pater schon voraus, wie seine Gehilfin nicht viel später von rohen Burschen zerstochen wurde und keine Heilung fand, als nur am Grabe ihres Meisters?

Dennoch zog P. Regis im kommenden Herbst wieder hinauf in die Berge zu unermüdlicher Arbeit. Montfaucon war der erste Ausgangspunkt; dann kamen Rocoulles und Veyrines an die Reihe. Von Veyrines aus wurde die nächste Mission für La Louvesc [sprich Laluvé] angesagt, das nur wenige Stunden von Veyrines entfernt liegt. Es war das die letzte der vom Kolleg in Le Puy abhängigen Pfarreien. Warum ging aber P. Regis nicht sogleich dorthin, sondern kehrte nach Le Puy zurück? Es war für ihn die letzte Gelegenheit, ein paar Tage zu erübrigen zur geziemenden Vorbereitung auf die Ankunft des göttlichen Bräutigams.

So erschien P. Regis Mitte Dezember ganz unerwartet, aber zur großen Freude der Mitbrüder, an einem Erholungstage auf dem Landgut des Kollegs bei Le Puy. Nun müsse er einmal Weihnachten mit ihnen feiern, hieß es. Er lehnte es aber ab mit dem Hinweis darauf, daß die Leute auf ihn warteten. Nach der Erholung nahm er einen ihm vertrauten Pater auf die Seite und bat ihn um seine Hilfe zu einer guten Lebensbeicht; es werde die letzte sein. Eine solche Rede im Munde eines noch gesunden Mannes hätte wohl jeden stutzig gemacht; dennoch nahm der Pater an und sagte, er werde sein Bestes tun, wenigstens an Wohlwollen solle ihn keiner übertreffen. Die Beiden zogen erst im Dunkel der Nacht in Le Puy ein; es sollte niemand erfahren, daß P. Regis in der Stadt sei, sonst wäre es mit der Ruhe ausgewesen. In den drei Tagen vom 19. bis 21. Dezember gehörte der Heilige allein Gott und seiner Seele an. Die Lebensbeicht bildete den Abschluß. Der Beichtvater meinte dabei selbst schon einen Blick in den Himmel zu werfen; mehr konnte er darüber nicht sagen. „Und wann geht's wieder auf die Reise, lieber Pater?" so schloß er das folgende Plauderstündchen ab. „Morgen, Pater", antwortete der Gefragte, „ganz genau morgen." „Aber bald haben wir Gelübdeerneuerung; ein solches Familienfest läßt sich ein Jesuit nicht entgehen; Sie können ja am Tage nachher abreisen." „Und wenn es der Herr nun einmal so will?" „Ah, der Herr! Ja, was der Pater Rektor dazu denkt" — so deutete der Pater scherzend das Wort um —, „das weiß ich ganz genau; er hat gesagt, das überlasse er mir." „Nein, Pater, damit ist der Herr nicht einverstanden; er will, daß ich morgen reise." „Nun gut; aber dann sind Sie zur Gelübdeerneuerung wieder zurück, nicht wahr?" „Ich nicht, aber mein Begleiter wird

wieder zurück sein." „Aber, P. Regis, das sieht nicht gut aus; da wird man böse Bemerkungen machen." „Mein Gefährte wird kommen; ich werde nicht zurückkehren." Damit schloß das Gespäch, und damit war für den Hellsehenden der Todestag bis annähernd Neujahr festgelegt; denn sonst konnte der Begleiter nicht — nach Erweis der letzten Ehren — bis zum 6. Januar, dem Feste der heiligen drei Könige, zurück sein. Die Ablehnung der Bitte war kein Eigensinn. P. Regis wäre ja auch sonst nicht dabei gewesen, da er nur zur Bereitung der Seele nach Le Puy gekommen war. Der „Herr" war mehr als der Pater Rektor, und darum mußte auch dieser, der außerdem auf das böse Wetter hinwies, es so geschehen lassen. Die Lenden waren gegürtet, das Lämpchen brannte, der Bräutigam drängte. P. Regis durfte keinen der starken Fäden mehr anknüpfen, die ihn sonst an so manches gute Werk gebunden hatten; er traf nur noch ein paar notwendige Anordnungen und zahlte einige Armenschulden. Und nun gehörte er ganz dem „Herrn".

Der letzte Weg zur Höhe war schlecht bestellt. Es schneite ohne Ende, und so waren die Wege, die damals — wenigstens höher hinauf — überhaupt kaum Wege waren, ungebahnt und dazu teilweise von den Bächen vereist. Der erste Tag führte bis Rocoules, etwa 40 Kilometer. Dort las P. Regis am folgenden Morgen, einem Sonntag, die heilige Messe, um dann noch die letzten 40 Kilometer zu bewältigen. Diese gingen weder stets im Tal, noch stets auf der Höhe, sondern im bunten Wechsel auf und ab. Dazu verirrte sich der Pater gegen Ende des Weges und kam so erst in später Nachtzeit in ein Dorf, und das war nicht La Louvesc, sondern Veyrines. Veyrines und La Louvesc bildeten zurzeit allerdings eine Pfarrei; aber der Pfarrer erwartete ihn heute am letzteren

Orte. Ob nun der selbstlose Missionär die Leute nicht mehr stören wollte oder ob man in besonderer Fügung Gottes ihn da und dort nicht hörte, kurz, der Pater nahm seine Zuflucht zu einer baufälligen Scheune am Ende des Dorfes. Ob nicht auch der Gedanke an Joseph und Maria in Bethlehem — es war ja der Abend des 23. Dezember, kurz vor Weihnachten — ihn dort festhielt? Da, nach erhitzendem Weg in zugiger Scheune auf feuchtem Stroh, fast nüchtern, packte ihn ein heftiger Schüttelfrost mit starkem Stechen in der Seite. Zu verwundern war es nur, daß sein Gefährte, der Bruder Bideau, ohne Schaden davonkam. Aber P. Regis achtete der Schmerzen nicht viel, es ging ja zum Sterben; die Freude darüber und die Freude an seiner Verlassenheit hob ihn über alles hinweg. Am folgenden Morgen ging es nüchtern weiter, drei Stunden auf eisigen Wegen, denn nunmehr regnete es. Endlich standen sie oben.

Hoch oben, auf einer öden, vereinsamten, schwer zugänglichen Hochebene, wie alle damaligen Besucher einstimmig hervorheben. La Louvesc liegt annähernd 1100 Meter über dem Meere, fast an der Quelle des Doux, der bei Tournon in den Rhonefluß mündet. Der Ort hatte wohl auch sein Herrenschlößchen, war aber dennoch nur ein armer Weiler mit wenig Häusergruppen. Ein sumpfiger Teich und ein dunkler Tannenwald bildeten seine Naturschönheiten. Die Kirche war etwa 10 Meter lang und hatte eine flache Decke. Den Hochaltar schmückte ein Bild von der Himmelfahrt Mariä; aber er sah nie mehr als einen Kelch aus feinem Zinnblech auf dem Altartisch. Kein Wunder, daß der Pfarrer — damals war es M. Bayle — sich lieber in dem wohnlicheren Veyrines aufhielt als in La Louvesc. Er war vom Kolleg in Le Puy, das dort Patronatsrechte und einen Meierhof besaß, zum Pfarrer bestimmt worden.

P. Regis ging ohne Verzug, ohne erst im Pfarrhaus oder im Pachthof einzukehren, zur Kirche, wo ihn die Leute bereits erwarteten, und hielt die Einleitungspredigt. Dann las er die heilige Messe und ging in den Beichtstuhl, predigte ein zweites Mal und suchte wieder den Beichtstuhl auf, bis in die Nacht hinein. Der Weihnachtstag zeichnete sich gegen den Vortag nur dadurch aus, daß er eine Predigt mehr brachte. Auch Luise v. Romezin — wer hätte übrigens gedacht, die vornehme Frau hier zu treffen? — bekam ihn in den ersten zwei Tagen nicht anders zu Gesicht und kam dabei nicht auf den Gedanken, daß der Pater seine letzten Predigten hielt; sonst wäre sie nicht nach Mont-Regard zurückgekehrt. P. Regis zog, nach dem Worte des P. La Broue, wie ein voller Strom in den Ozean der Ewigkeit ein.

Der Stephanstag glich wiederum dem Vortag. Erst um 2 Uhr nachmittags kam der Pater zur heiligen Messe. Glich er nicht dem Heiligen, von dem er in der Epistel der Messe las und in dessen Worten er sprach? „Voll Gnade und Kraft.... Ich sehe den Himmel offen und Jesus zur Rechten Gottes.... Herr Jesus, nimm meinen Geist." Es war sein letztes Meßopfer gewesen. Die Leute standen so dicht, daß P. Regis nach der Danksagung nicht mehr zum Beichtstuhl durchzudringen vermochte, sondern neben dem Altar unter einem schlecht schließenden Fenster mit dem Beichthören fortfahren mußte. Da drückte ihn endlich eine Ohnmacht nieder und er sank um. Man brachte den Ohnmächtigen in den Pfarrhof. Als er die Augen wieder aufschlug, sah er das Zimmer voll von Leuten. Er liest es in ihren Mienen, sie wollen beichten. Ja ist er denn in ihren Augen überhaupt kein sterblicher Mensch mehr oder ist ihr Hunger nach dem Frieden Gottes, wie ihn ein Heiliger zu geben vermag, ein

unstillbarer? P. Regis fährt mit dem Beichthören fort, noch zwei Stunden, bis eine neue Ohnmacht ihm sein eigentliches Leben, das Segnen, unmöglich macht. So war denn noch eine Arbeit zu leisten, das Sterben.

Nun wurden zwei Ärzte herbeigeholt und Nachrichten gesandt an die Patres in Tournon und Anonay, von wo bald einige Mitbrüder ankamen. Es folgten fünf schmerzhafte Tage, in denen P. Regis das Kreuz nicht mehr aus den Händen ließ. Der Geist blieb ungeschwächt, wie es P. Lascombes noch am vorletzten Tage bei der letzten Beichte des Heiligen wahrnehmen konnte. Zugleich konnte er bezeugen, daß nicht bloß nie eine schwere Sünde das Leben des Paters belastet habe, sondern auch keine bedachte läßliche Sünde, abgesehen von Fehlern, die uns mehr überrumpeln. Die Sterbesakramente brachten dem Kranken die letzten Seligkeiten dieser Erde, wie man es aus seinen leuchtenden Augen lesen konnte. Er hatte nur noch zwei Wünsche: Allein zu sein mit seinem Jesus und ihm auch in den äußern Umständen möglichst ähnlich zu werden. Darum bat er, man möchte ihn in den Stall bringen, der unter seinem Zimmer lag: eine Bitte, bei der jedoch auch andere mitzureden hatten, die solches nicht tun durften. Es kostete Mühe, ihn zu überreden, daß er ein wenig Fleischbrühe annahm; solche Nahrung schien ihm zu herrenmäßig, er wollte lieber bei der Milch der armen Landleute bleiben.

Bereits versanken die Schimmer des letzten Tages im Jahre in der Dämmerung und die Nacht senkte sich nieder. Aber aus dem Herzen des Heiligen leuchtete eine außergewöhnliche Freude auf, und seine Augen strahlten, nicht von dem matten Schimmer des schneeigen Gefildes draußen, nicht von dem trüben Lämpchen im Sterbezimmer, es öffnete sich ihnen der

Himmel. „O mein lieber Bruder", rief der Sterbende seinem Gefährten zu, „ich sehe unsern Herrn und Unsere Liebe Frau; sie öffnen mir das Paradies." „Jesus, in deine Hände empfehle ich meinen Geist". Mit diesen Worten verließ der Heilige die Erde. Jetzt, vor dem strahlenden Glanz des Himmels, am Herzen des Bräutigams, mochte das Erdenlämpchen erlöschen, am 31. Dezember 1640.

Am folgenden Morgen wurde der Leib des Heiligen der Sitte gemäß mit den priesterlichen Gewändern bekleidet und in der Kirche aufgebahrt; die Hände des Toten umschlangen den Kelch. Was im Gebrauch des Paters gestanden hatte, betrachteten die Leute als Erbschaft ihres Vaters, der ja das Bessere, sein Leben, für sie geopfert hatte, und nahmen es in Verehrung an sich. Wir aber rufen mit der Kirche zum geöffneten Himmel empor: „O Herr, laß reifen in uns die heilbringenden Keime deiner Huld! Himmelsbrot hat [auch] uns gestärkt und das Beispiel der Heiligen beflügelt unsere Schritte; so mögen wir, von dir in Erbarmen behütet und vom Gebet des seligen Johannes Franziskus begleitet, glücklich zum Endziel des ewigen Heiles gelangen!" (Postkommunio.)

Die Stimme der Kirche.

„Heute, am letzten Tag des Dezembers 1640 gegen Mitternacht, verschied in meinem Zimmer und meinem Bette nach sechstägiger Krankheit der hochwürdige P. Johannes Franziskus Regis, Jesuit aus Le Puy, und wurde am 2. Januar 1641 in der Kapelle unter der großen Glocke in unserer Kirche zu La Louvesc begraben. Zur Beglaubigung zeichne ich am 3. des genannten Monats und Jahres, Bayle, Pfarrer." — Diese amtliche Bestätigung ist der letzte Zoll an das gemein-

same Los der Adamskinder. Von nun an ist alles Unsterblichkeit, und Gott wird zum Diener seines Dieners.

Was man sonst von La Louvecs sagte, daß es außer der Welt gelegen sei, mußte man nunmehr rückgängig machen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich die Kunde von dem Hinscheiden des Heiligen. Allzeit hatte der Name des P. Regis ganze Scharen hinter ihm hergelockt. Jetzt aber waren zwanzig Pfarrer mit ihren Schäflein herbeigeeilt, um dem Heiligen die letzte Ehre zu erweisen. „Einen so schönen Toten hat man noch nie gesehen", das war ihre Ansicht. Während das Offizium gebetet wurde, ertönte das Totenglöcklein; sein Rufen mengte sich mit dem Schluchzen der Verwaisten und grub sich tief in die Herzen. Noch lange freuten sich die Leute, es zu hören, da es sie an den Heiligen erinnerte. Als der Leib in der Seitenkapelle des hl. Johannes des Täufers in die Erde gelassen wurde, ging das Schluchzen in heftiges Wehklagen über, so wahr wie der Schmerz der Kinder am Grabe des Vaters. Es schien, als wolle man ihn wieder ausgraben; denn alles wollte von der Erde über dem Sarge etwas mitnehmen, man konnte kaum genug nachfüllen. Als Luise v. Romezin wieder ankam, mußte sie in das Grab niedersteigen, um die Erde desselben küssen zu können. Bald hielt man die schwachen Bretter des Sarges nicht mehr für sicher und schloß darum die heiligen Überreste in einen schweren Kastanienstamm ein und umschloß diesen außerdem mit eisernen Bändern. Doch da auch so noch Versuche gemacht wurden, sie auszugraben, gruben die Bürger von La Louvesc das Grab noch tiefer und legten schwere Balken kreuz und quer; ja weitere Versuche wurden mit Gewalt zurückgewiesen. Wie von so manchen andern Heiligen, wird auch von diesem Grabe berichtet, daß es noch lange Zeit

einen lieblichen Duft ausströmte, ganz gegen die Gewohnheit der Landkirchen.

Der Rektor von Le Puy beeilte sich, den heiligen Tod des P. Regis den Mitbrüdern anderer Häuser und dem Pater General mitzuteilen. Es geschah das nicht mit der gewöhnlichen kurzen Formel, sondern beredt und eingehend berichtend. Der Pater habe sich nicht geschont und sei der Arbeitslast erlegen. Allein die Beichten der letzten Monate müsse man auf fast zehntausend rechnen, zumeist Generalbeichten. „Wir sind in tiefer Trauer um den ungeahnt großen Verlust, sowohl in seiner Person wie in den Missionen." — Ein anderer Pater fügte dem Bericht an den Pater General bei, daß man den frühen Tod nur zu leicht habe voraussehen können; der Pater habe seine Arbeiten nie unterbrochen und doch hätten so schon kaum zwei Patres dafür ausgereicht. Wieder ein anderer Pater berichtet von den Trauerfeierlichkeiten in Le Puy; man habe die feierlichste Form gewählt, wie beim Tode eines Generalobern. — Der Pater General antwortete am 15. Februar 1641: „Was mich beim Tode des P. Franz Regis besonders tröstet, ist die Art seines Sterbens, wie sie einem wahren Sohn der Gesellschaft so wohl ansteht, ein Sterben mitten in heiliger Arbeit und im Kampfe um die Seelen gegen Sünde und Hölle. Die außergewöhnlichen letzten Ehrenerweisungen billige ich durchaus." — Sehr bald gingen die Patres auch daran, das heilige Leben ihres Mitbruders in der Erinnerung festzuhalten und für alle Zeiten nutzbar zu machen. Sie nahmen es darum in die sogenannten Menologien auf, in die kurzen Lebensbilder der hervorragenden Mitglieder des Ordens. So verbreitete sich der Ruf des Heiligen durch die Häuser seines Ordens über den ganzen Erdkreis hin.

Vor allem lernte Frankreich, die engere Heimat des P. Regis, den Schatz besser kennen, den Gott ihm gegeben hatte. Der Ruf von vielen erstaunlichen Wundern, die von jener Bergeshöhe in den Cevennen wie eine Quelle neuen Lebens ins Land sprudelten, tat das Seinige dazu. Bald sah man Bauer und Fürst in gleicher Andacht an dem Grabe des Heiligen knien. Es schien der allgemeinen Verehrung nur ein Hindernis im Wege zu stehen, das waren die strengen Bestimmungen der Kirche, die die öffentliche Verehrung nicht gestattet, bevor über die Heiligkeit amtlich befunden und dieselbe im Namen des Heiligmachers als wahr und heilbringend verkündet wurde. Aber die Oberhirten des Bistums Vienne, wozu La Louvesc gehörte, wehrten sich vergeblich gegen die zu feierliche Verehrung des P. Regis. Sie konnten wohl die Gedenkbilder entfernen, vermochten aber nicht, Warten und Schweigen zu gebieten. Der Erzbischof von Vienne schrieb darüber am 11. Oktober 1710 an Papst Klemens XI.: „Den P. Johannes Franziskus Regis betrachteten und verehrten schon in seinem Leben alle als einen Heiligen. Nach seinem Tode aber wurde diese Meinung noch um vieles verstärkt durch die zahlreichen Wunder, die Gott an seinem Grabe wirkt. Man trägt den Staub des Grabes in alle Provinzen des Reiches, bewahrt ihn wie eine Kostbarkeit und gebraucht ihn als allgemeines Heilmittel gegen die Krankheiten. Nicht bloß das niedere Volk pilgert zu dem Grabe, sondern auch der Adel und die Geistlichkeit, der Statthalter und Generäle, die Bischöfe und Kardinäle. Zuweilen ist die Menge so groß, daß die Wallfahrer unter freiem Himmel schlafen müssen, da alle Häuser und Gasthöfe von den Personen von Stand besetzt sind. In der Kirche geht es den ganzen Tag aus und ein, sie wird nie leer. Mehrere Priester sind kaum imstande,

allen die Sakramente zu spenden. Von den fernsten Ländern kommen Weihegeschenke als Dankesbezeigung für erlangte Gnaden. So ist es gekommen, daß die Kirche, die vordem fast zerfallen und des nötigsten Schmuckes entkleidet war, nunmehr alles in Pracht und Überfluß besitzt. Der Pfarrer von Veyrines, von wo aus La Louvesc besorgt wurde, hat seinen vorigen Wohnsitz verlassen und ist nach La Louvesc gezogen, mußte aber noch mehrere Hilfspriester verlangen. Der Eifer des Volkes in der Verehrung der heiligen Überreste nimmt so zu, daß ich fast zweifle, ob die von mir verhängten Kirchenstrafen noch ausreichen, um die öffentliche Verehrung zu hindern. Die Leute sind vielmehr der Ansicht, daß wir uns Gott widersetzen, der doch durch Wunder die Verehrung genehm halte." — Man könne — so hatten zweiundzwanzig Bischöfe sechs Jahre früher an denselben Papst geschrieben — die Worte des Propheten wieder anwenden: Die Wüste wird zum Ort der Freude werden und blühen wie eine Lilie. Denn die Augen der Blinden öffnen sich und die Ohren der Tauben. Wer hinkend daherkam, wird über die Berge hinab davonlaufen wie ein Hirsch. Und die Zunge der Stummen wird sich lösen.

Das Volk drängte seine Führer, daß sie die erforderten Schritte zur Seligsprechung tun. Die Städte und Provinzialstände von Vivarais, ja sogar die Generalstaaten von Languedoc, ebenso die Versammlungen der Bischöfe wurden nach und nach neben andern in dieser Angelegenheit beim Heiligen Stuhl vorstellig. Im Jahre 1676 begann die Ernennung der Beauftragten und das Zeugenverhör. Leute aus allen Ständen und Berufen legten Zeugnis ab. Selbst in der Ratsversammlung der Stadtväter von Le Puy stand der Heilige auf der Tagesordnung. „Wollten wir schweigen", sagten sie,

„so erhöben unsere Kirchen, unsere Gefängnisse und Spitäler ihre Stimme." Der Bischof von Le Puy, Armand v. Bethune, war ganz ergriffen, als acht achtzigjährige Greise vor ihn traten und mit dem reifen Urteil des Alters, aber auch mit dem Feuer der Jugend die Tugend des Dieners Gottes priesen. Sie schienen neu aufzuleben; Aug' und Herz zerflossen ihnen wie Wasser und Wachs. Die Aussagen bringen nicht viele Einzelheiten, bekunden aber mit erdrückender Wucht, wie allgemein der Ruf von der Heiligkeit des P. Regis war, wie segensreich und nachhaltig sein Wirken, wie überreich die Bestätigung Gottes durch Wunder [1].

So konnten die zuständigen Richter die Frage über den heldenhaften Grad des Tugendlebens und über den Beweis durch Wunder bejahen. Als Glaubensanwalt waltete Prosper Lambertini, der nachmalige Papst Benedikt XIV., der über den Gang der Heiligsprechung in umfangreicher und dennoch anerkannt scharfer und lichtvoller Weise geschrieben hat. Seine Einwände setzten hier, wie in der gleichzeitig schwebenden Frage der Seligsprechung des hl. Vinzenz von Paul, den Verteidigern scharf zu und lassen darum diese Angelegenheit, auch abgesehen von der nachfolgenden Bestätigung durch die Kirche, als bewährt erscheinen. Das Urteil wurde nun dem Papst Klemens XI. unterbreitet, und dieser sprach am 8. Mai 1716 P. Regis in feierlicher Weise selig. Damit war auch der öffentlichen Verehrung freie Bahn gegeben. Die Festlichkeiten, die nun überall veranstaltet wurden, machten den Seligen noch mehr bekannt und weckten das Vertrauen der Gläubigen. In Toulouse, wo P. Regis in die Gesellschaft Jesu einge-

[1] P. Cros hat in seinem genannten Buche eine große Anzahl der Zeugnisse im Wortlaut und mit den Unterschriften herausgegeben.

treten war und sich zum Priestertum vorbereitet hatte, wirkte der Selige auf seine Anrufung hin so viele Wunder und Gebetserhörungen, daß der Geschichtsschreiber des dortigen Kollegs der Gesellschaft Jesu noch im Jahre 1730 schreiben konnte: „Fortwährend strömen die Leute zum Altar des seligen Johannes Franziskus Regis. Fünf Altäre genügen kaum für die Messen der Priester, die von auswärts kommen, um in unserer Kirche durch die Fürbitte des Seligen eine Gnade zu erflehen oder für ihre Gewährung zu danken. Die Wände der ihm geweihten Kapelle sind mit ex voto bedeckt." — So war es nicht schwer, die zwei zur Heiligsprechung noch weiter erforderten Wunder beizubringen.

An der Verehrung des neuen Seligen in Toulouse hatte vor allem ein Mann hervorragenden Anteil, zu dessen Seligsprechung auch schon die ersten Schritte getan sind; es ist der P. Petrus Johannes Cayron S. J. Er hatte es angeregt, daß auch die Generalstaaten von Languedoc um die Seligsprechung des P. Regis einkamen. Er war es nun auch, der die Kranken zum Vertrauen auf den Seligen ermunterte und viele derselben durch die Berührung mit einer Reliquie heilte. Konnte man die weiteren Schritte, die zur Heiligsprechung nötig waren, einem geeigneteren Manne übertragen? Nur begeisterte Hingabe überwindet die vielen Schwierigkeiten, die ein solches Rechtsverfahren mit sich bringt. Es hat P. Cayron weniger Mühe gekostet, die Wunder zu veranlassen, als dieselben zur rechtsgültigen Bestätigung zu bringen. Zudem war — was wir später besser verstehen werden — in einflußreichen Kreisen eine Gegenströmung entstanden. Aber P. Cayron brachte noch einflußreichere Kreise auf, die Bischöfe, die Ständeversammlung und den königlichen Hof. Er hob hervor, wie sehr die Ehren der Heiligkeit geeignet seien, das priesterliche

Bewußtsein der Geistlichen zu heben. Er wies auch darauf hin, wieviel Ehre dem Königreich werde durch einen neuen Heiligen. Hatte doch das alte Frankreich schon seit mehreren hundert Jahren keinen seiner Söhne mehr zur Heiligsprechung erhoben gesehen. In der Ständeversammlung, in der P. Cayron selbst erschien, wurde er vom Vorsitzenden, Erzbischof Beauvau, wirksam unterstützt. Auf solche Gesuche hin drängte der Papst auf Erledigung der Untersuchung. Schon am 5. April 1737 konnte Papst Klemens XII. das Maß der höchsten Ehren durch die Heiligsprechung vollenden. Damit ist der ganze Erdkreis aufgefordert, aus dem reichen Born der Tugenden und der Wundermacht des Heiligen Anregung und Hilfe zu schöpfen.

Die sterblichen Überreste der Gläubigen werden von der Kirche weihevoll zur Ruhe gebettet; den geheiligten Überresten der Seligen jedoch wird diese zumeist nicht lange zuteil. Gott benützt sie als Mittel, um jenen Zug zum Himmel lebendig zu erhalten, den die Heiligen durch Wort und Beispiel gepredigt haben. Als die Vorsehung Gottes den P. Regis fast unwiderstehlich nach La Louvesc drängte und ihm dort das Grab bestimmte, hatte sie offenbar die Absicht, sein Bild und sein Wort im Herzen der Landleute festzuhalten. Die Patres von Le Puy mußten von ihrem Vorhaben, den Leib des Seligen dorthin zu bringen, abstehen. Im Jahre 1698 nahm der Erzbischof von Vienne die erste Einsicht ins Grab vor. Dann wurde es 1702 wieder geöffnet, um dem Kolleg in Le Puy wenigstens einige Teile des heiligen Leibes zu überlassen. Bei der Feier der Seligsprechung wurden endlich die Überreste aus dem alten Sarge erhoben, in einen silbernen Schrein gelegt und zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt.

Im Januar 1794 mußte man den heiligen Leib flüchten; die goldene Freiheit der Revolution hatte nämlich das Gold und die Heiligen für vogelfrei erklärt. Doch wurde wenigstens dem Golde die Ehre angetan, daß es in den Besitz der Freiheitsbringer übergehen durfte. Die Gebrüder Buisson in dem nahen La Grange boten sich an, den Leib des Heiligen in Obhut zu nehmen. Nächtlicherweile holten sie die Überreste aus dem Schrein und legten andere Gebeine an deren Stelle. In ihrer Wohnung wurden die Reliquien wieder eingeschlossen und der Pfarrer fertigte ein Beglaubigungsschreiben aus. Die Kirchenräuber bemächtigten sich wirklich bald des zurückgelassenen Schreines. Einer derselben besaß jedoch noch so viel Ehrfurcht — oder war es die Scheu des Aberglaubens? —, daß er die vermeintlichen Gebeine des Heiligen nicht wegzuwerfen wagte. — In der Kirche lag unterdessen dicker Staub auf den Altären, soweit diese nicht wie die Bilder zerschlagen worden waren. Die unentwegten Pilger mußten sich damit begnügen, die Mauern zu küssen. Der heiligen Messe konnten sie nur in einer kleinen Scheune beiwohnen, so daß viele nicht einmal zur Kommunion gelangten. Unter den Pilgern fand sich auch der Erzbischof des Bistums ein, um bei seinem Heiligen Stärke zu holen. Er war im grauen Bauernkittel gekommen, einen Pappelast als Stock, und so zog er mutig weiter, um seine Herde zu besuchen. — Im Jahre 1802 glaubte man endlich, wieder sicher zu sein. Der neue Bischof konnte öffentlich auftreten und wurde mit Jubel aufgenommen. Auch er zog im Juli des Jahres bei heftigem Schneegestöber hinauf zu seinem Heiligen. Wiederum wurde eine genaue Untersuchung über die Gebeine des Heiligen angestellt und die Beglaubigung erneuert. Am folgenden Tage, den 13. Juli, zog der Heilige

von neuem in seine Kirche ein, getragen auf würdigen Schultern; es waren die jungen Seminaristen des Bistums, die trotz der blutigen Verfolgung bereits die Opferlast des priesterlichen Berufes auf sich genommen hatten.

Stimmen der Neider.

Nur mit Unlust fügt man einen Abschnitt bei wie diesen. Sollte man es für möglich halten, daß die Zugehörigkeit des P. Regis zur Gesellschaft Jesu allen Ernstes angezweifelt wurde, ja daß die Meinung allmählich weit verbreitet war, P. Regis sei nicht als Jesuit und überhaupt nicht im Ordensstand verstorben? Gerade während der Vorbereitung zur Seligsprechung wurde der Zweifel zum ersten Mal erhoben. Nun soll gewiß bei diesen Verhandlungen alles, was nicht standfest erscheint, angezweifelt werden, denn die Kirche will ihren Gläubigen nur Beispiele wahrer Vollendung vor Augen stellen. Aber mit der gewöhnlichen Frage nach der Zugehörigkeit zu dem Orden, die bei jedem Ordensmann an die Zeugen gestellt wird, ist jene Meinung, die zu einer Gegenströmung wurde, nicht erklärt.

Wir können sagen, daß gerade die Zugehörigkeit zur Gesellschaft Jesu der Anlaß war, daß P. Regis Anteil bekam an der Anfeindung dieses Ordens und daß er trotz scheinbarer Verehrung das Opfer einer schweren Verleumdung wurde. Oder ist es etwa ein Nichts, aus einer Genossenschaft, die heilige Ziele wie eine Lebenskraft und heilige Mitglieder als Lebensbeweis besitzt, ausgestoßen zu sein? Weiß man nicht, was es heißt, von einem Ordensmann zu sagen, er habe in einem Lebensstande und zwar im Stande der Vollkommenheit nicht ausharren und den Turmbau nicht vollenden dürfen?

Und doch ist kaum je eine Behauptung leichtfertiger aufgestellt worden als hier.

Noch im Jahre 1641/42 wird P. Regis im Verzeichnis der Mitglieder der Toulouser Provinz der Gesellschaft Jesu genannt, freilich nicht mehr unter den mit einem Amt bedachten Patres; er war ja gestorben. Aber ebensowenig unter jenen fünf gewesenen Mitgliedern, die im Jahre vorher aus dem Orden entlassen wurden. Vielmehr als erster von jenen sechs, die als Glieder der Gesellschaft fromm im Herrn dahingegangen waren. Als es mit P. Regis zum Sterben kam, rief man seine Mitbrüder aus den nächstgelegenen Häusern herbei, doch wohl zum Trost und nicht zur Bitterkeit; unter ihrem Beistand schied er aus dem Leben. Als man sich um Gegenstände der Erinnerung an ihn bemühte, sah man auch sein Kleid da hängen, das gewöhnliche Kleid der Jesuiten. Die Sterbeurkunde endlich, vom Pfarrer ausgefertigt, nennt ihn ausdrücklich „Jesuit aus Le Puy". Es wurden darum dem Verstorbenen alle geistlichen Vorteile zuteil, die die Gesellschaft Jesu ihren Mitgliedern zukommen läßt, nur daß die Ankündigung derselben feierlicher war und daß die Ausführung fast an die Feierlichkeiten beim Tod eines Generalobern erinnerte! Die Erinnerung an den heiligmäßigen Mitbruder wollte man lebendig erhalten, und so kam sein Name und ein kurzes Lebensbild in das Gedenkbuch der Heldensöhne des Ordens. Die Leiche aber, die die Mitbrüder in ihrer Mitte haben wollten, konnte nur deshalb nicht zurückerworben werden, weil die Bauern ihren Heiligen mit Gewalt behüteten. „Er gehört uns, nicht euch", so mögen sie gesagt und mag es sich herumgesprochen haben.

Die Mitbrüder des Heiligen, einschließlich die Obern, durch deren Hände die Schicksalsfäden schon lange vor einer Entlassung gehen, wußten also von einer solchen nichts; ja die

Fäden der Zugehörigkeit wurden zweifach gesponnen. Doch siebzig Jahre später wußte es jemand anders, ein Fremder! Freilich dieser „jemand" war aus guten Gründen seiner geistlichen Pfründe verlustig gegangen, wurde dann Apostel der Jansenisten und mußte als solcher das Königreich verlassen. Sein Hauptgegner war P. D'Aubenton gewesen, der sich gerade um die Seligsprechung des P. Regis bemühte. Nun wollte jener seine Stimme erheben; aus Eifer oder Rache? Louis Maille, so hieß der abtrünnige Geistliche, stellte sich dem Glaubensanwalt Lambertini als glühender Verehrer des P. Regis vor. Um so mehr, fügte er bei, betrübe es ihn, daß die Gesellschaft Jesu den heiligmäßigen Mann kurz vor seinem Tode ausgestoßen habe und daß darum der Pater als armer Vikar von La Louvesc habe sterben müssen; das sei gegenwärtig die allgemeine Ansicht der Leute. So behauptete er kühn. In Wahrheit hatten die eidlich befragten Zeugen auf die Frage, ob P. Regis Jesuit gewesen und geblieben sei, allgemein mit Ja geantwortet; so sei es die öffentliche Meinung gewesen. — Der Glaubensanwalt berichtete an den Papst. Dieser erkannte, daß bei solchem Sachverhalt von Seligsprechung keine Rede sein könnte, und ordnete die Untersuchung an. Lambertini begab sich daraufhin plötzlich mit sieben andern Mitgliedern der Ritenkongregation zum Profeßhaus der Gesellschaft Jesu und ließ sich das Archiv öffnen. Der Archivar wurde im Gewissen verpflichtet, alle auf die Frage bezüglichen Schriftstücke auszuliefern. An der Hand der Verzeichnisse und der Briefe wurde der Verbleib des P. Regis im Orden genau nachgeprüft. Dabei verflüchtigte sich die Anklage immer mehr, wie Nebel; es fand sich keine Spur eines Beweises für die Entlassung. Auch der glühende Verehrer des Seligen hätte sich nun gern verflüchtigt, wurde aber festgenommen.

Doch nun war es bereits möglich, zu sagen, „man erzählt sich, man versichert". Diese Gelegenheit wollte sich ein anderer französischer Geistlicher nicht entgehen lassen und schrieb darüber von Rom aus an den Generalvikar von Avignon: Ob er denn auch wisse, daß es dem P. Regis geradeso ergangen sei, wie dem hl. Stanislaus Kostka; beide Heilige hätten die Gesellschaft verlassen müssen[1]. Um das „geradeso" zu glauben, dazu gehörte in Rom verbohrte Unwissenheit, denn der hl. Stanislaus war in Rom im Noviziat der Gesellschaft gestorben. — Zwei Jahre später berichtete die jansenistische „Gazette de Hollande" über unsern Seligen, anscheinend wohlwollend. Im letzten Berichte läßt sie jedoch durchblicken, daß derselbe eigentlich einer der Ihrigen zu nennen sei, das will sagen, ein jansenistischer Heiliger. Denn wegen seiner reineren Lehre — auch die Jansenisten rühmten sich dessen — sei der Pater von seinen Mitbrüdern von Haus zu Haus gejagt und endlich zum Orden hinausgestoßen worden. Diese Äußerung bringt viel Licht in das Gerede, freilich in anderem als im gedachten Sinne; der jansenistische Geist war aber in den französischen kirchlichen Kreisen weit verbreitet, und sein Hauptgegner — die Gesellschaft Jesu. — Zur Zeit der Heiligsprechung tauchten die bereits brauchbar gewordenen Gerüchte wieder auf, aber in verbesserter Auflage. Nun kam nämlich — so hieß es — der Brief des Generalobern, der die Entlassung enthielt, gerade während der Mission in La Louvesc an. Der Pfarrer fand die Zeilen in dem Kleid des Verstorbenen, hielt es aber für besser, nichts zu sagen und den Brief zu zerstören. Fürwahr

[1] Der Schluß liegt nahe: Was muß das für eine Gesellschaft sein, die die Heiligen als unbrauchbar abstößt! — Oder ist etwa die Gesellschaft Jesu in gewissen Kreisen vogelfrei? Die Reihe der gestohlenen Heiligen ist noch zeitweilig um Franz Xaver vermehrt worden.

keine üble Arbeit. Denn wer will etwas nachprüfen, wovon nichts gesagt wurde? Freilich muß man dann dem Pfarrer auch Unehrlichkeit vorwerfen, da er im Sterberegister durch die Bezeichnung „Jesuit" geradezu in Irrtum führte; aber wo ein Kamel durchs Sieb geht, geht auch eine Mücke durch. — Noch besser wußte sich eine volkstümliche italienische Lebensbeschreibung zu helfen. Danach blieb der Brief auf dem Wege liegen, und so konnte P. Regis in äußeren Ehren als Jesuit sterben. Man hütete sich allerdings, den Ort anzugeben, wo dieser verhexte Brief doch endlich erwischt wurde. — Sagt man nicht von dem Irrtum, daß er vielgestaltig sei, während die Wahrheit nur eine sein kann?

Die Klügsten geben darum zu, daß P. Regis nicht entlassen worden ist. Aber, heißt es, es war drauf und dran, und wenn er länger gelebt hätte, wäre es sicher dazu gekommen. Sicher? Ganz allgemein gilt im Ordensstand der Gehorsam als Zeichen des ernsten Willens und der Beharrlichkeit. Er bietet nicht bloß dem einzelnen Ordensmann Ruhe und Zuversicht, sondern ist auch dem Obern der maßgebende und untrügliche Leitstern in der Führung der Untergebenen, ja seine Freude. Man weise also nach, wo P. Regis es an Gehorsam hat fehlen lassen; wir haben herrliche Beweise der Untertänigkeit gesehen. Das zählt der Heilige zu den härtesten Prüfungen seines Lebens, daß sich einmal in ihm zwei Tugenden bekämpfen mußten, der Eifer und der Gehorsam; dieser aber stand ihm höher. Darum bestand auch zwischen P. Regis und seinen Obern volles Einvernehmen, und diese gaben mit Freuden seiner heiligen Arbeitslust freie Bahn. Wir haben nur einen Obern gesehen, der sich durch aufgedrängte Befürchtungen gegen P. Regis einnehmen ließ; auch er hat keinen Widerstand gefunden, wandelte vielmehr den eigenen Wider-

stand in hohe Achtung um. Auch der Generalobere der Gesellschaft Jesu kannte den P. Regis und sein segensreiches Wirken, nicht durch eigenen Augenschein, sondern durch die des Lobes vollen Berichte der näheren Obern. Er wünschte sich und dem Orden dazu Glück, sehnte sich danach, viele solcher Untergebenen zu haben, bestärkte und schützte den Pater in seinen Arbeiten; es entzückte ihn das Sterben des Heiligen mitten in der Arbeit, „wie es einem Sohne der Gesellschaft so gut ansteht". Und ein Mann, der stets so gesprochen hat, bis über das letzte Stündlein des P. Regis hinaus, soll sich gleichzeitig mit dem Gedanken getragen haben, den Heiligen auszustoßen? Das anzunehmen, fordert auch ohne Beweise für das Gegenteil einen zu großen Verzicht auf den Verstand. Ja es fügt dem Pater General Unrecht zu, da es ihm ein Unrecht zumutet. Wer Gelegenheit hatte, die Briefe dieses verständigen und wohlwollenden Mannes einzusehen, gewinnt Vertrauen zu ihm. Zu gleicher Zeit mit P. Regis lebte in Le Puy ein Pater, der durch seine lärmenden und unehrerbietigen Briefe dem Pater General jahrelang Kummer und Ärger bereitete. Dennoch machte der Pater General den „Philippiken" kein Ende durch Entlassung des Unzufriedenen, sondern er suchte ihn zu bessern und zu halten.

Trotz der klaren Sachlage haben sich die Lebensbeschreiber des Heiligen alle Mühe gegeben, hinter jeden Schatten zu schauen. Als man dem P. Curley die Vermutung äußerte, es liege im Archiv des Kantons Isère in den Akten zur Seligsprechung ein Schriftstück, aus dem erhelle, daß P. Regis seine letzte Mission bereits auf eigene Faust gehalten habe, durchsuchte er sämtliche Stücke zweimal und ließ auch andere danach suchen. Es war nichts zu finden.

Es bleibt dabei, P. Regis ist in der Gesellschaft Jesu zu finden. Um des Ordens wert zu sein, hatte Johannes Fran-

ziskus schon vor dem Eintritt heilig zu werden gesucht; so schätzte er den Orden. Die arme Muschel aber umschließt schützend die Perle, die Gott in sie gelegt hat.

Die Stimme des Himmels.

Es sind muntere Gäste, die sich im Schatten eines Baumes wiegen. Fröhliche, dankbare Herzen waren es auch, die in ununterbrochener Folge zum Heiligen von La Louvesc kamen. Manchen Vöglein freilich war vorher das Singen vergangen; es waren kranke Erdenkinder. Die Doktoren hatten vergeblich in ihren dicken Büchern geblättert, um ein Mittel für sie zu finden. Was soll nun der Heilige mit ihnen anfangen? Das muß er selbst wissen; sie wissen nur, daß er zeitlebens geliebt und geholfen hat, ohne je nach einem Namen zu fragen. Die Antwort ist der ehrenden Bitte würdig, es sind die Wunder des Heiligen, Beweise der Liebe und der Heiligkeit.

Gott selbst ist es, der die Wunder als Beweise göttlichen Waltens über die Erde gestreut hat. Sie sind sozusagen die Himmelsspuren auf den Wegen seines Sohnes und der Apostel und all der ungezählten Heiligen, deren Leben ja auch eine ergreifende Predigt des christlichen Glaubens ist. Darum geht die Kirche nicht mehr zu einer Seligsprechung über, ohne in die göttliche Besiegelung der Heiligkeit durch Wunder Einsicht genommen zu haben. Dabei nimmt sie die Wunder im strengsten Sinn, nämlich nur solche Begebnisse, die jede vernünftigerweise noch denkbare natürliche Erklärung ausschließen. Bei dem uns bereits bekannten Kardinal Prosper Lambertini waren einst zwei vornehme Anglikaner zu Besuch. Sie trafen ihn bei der Prüfung einiger Wunderberichte. Als der Kardinal für kurze Zeit abberufen wurde, bat er die Gäste, ebenfalls

in die Berichte Einsicht zu nehmen. Sie schienen ihnen durchschlagende Beweiskraft zu haben und waren nicht wenig erstaunt zu hören, daß dieselben als nicht genügend beweiskräftig zurückgelegt würden. Es handelte sich vermutlich um Wunder aus den Akten unseres Heiligen[1].

Dennoch hatten die Anwälte der Seligsprechung keine Mühe, die erforderten Wunder vorzuweisen. Konnte doch der große Rat von Le Puy in seiner Eingabe um die Verherrlichung des P. Regis versichern, daß jedes seiner Mitglieder — es waren über zweihundert — aus der eigenen Familie ein Wunder ihres Heiligen beibringen könne. „Wenn unser Rat dem Lobe des P. Regis voll genügen wollte, dann müßte er einen Befehl erlassen wie der König des Evangeliums, der seinem Sohne Hochzeit hielt: Bringet die Elenden herbei, die Lahmen und Blinden! Er müßte die Blinden aufrufen, denen der Diener Gottes das Licht der Augen wieder gab, die Lahmen, die er heilte, die Wassersüchtigen und Gichtbrüchigen, denen er gesundes Leben schenkte, die Sterbenden, die er weiter leben hieß." In der Tat könnte man mit dem Berichte über das Wirken des P. Regis nach seinem Tode mehr Seiten füllen

[1] Es ist den Heiligen nicht darum zu tun, nur Schulbeispiele von Wundern zu geben. Sie wollen vor allem helfen, wo Not ist, wollen Liebe beweisen. Not ist aber auch in den vielerlei nervösen Leiden, die ein so wechselndes Gesicht haben. Es sind wahre Leiden, die zumeist der Kunst der Ärzte spotten. Wer hilft, ist ein Wohltäter, heiße er Arzt oder Heiliger. Wir haben ein Recht, ihn auch Wundertäter zu nennen, wenn menschliche Hilfe versagt hatte und wenn keine Mittel zur Anwendung kommen, die einen entsprechenden Erfolg begründen können. Die bloße Macht des Vertrauens besitzen ja auch die Ärzte, wie kaum ein anderer außer ihnen. — Die hier angeführten Begebenheiten sind — mit einer einzigen Ausnahme — nicht aus der Zahl jener Wunder, die die Kirche anerkannt hat, und beanspruchen darum auch nicht gleiche Beweiskraft.

als mit der Erzählung seines Lebens, und der Heilige erschiene darin in vermehrter Liebenswürdigkeit. Menschlich gesprochen sieht es so aus, als ob der Selige im Himmel Gott gegenüber ebenso zudringlich sei, wie er auf Erden für Gott den Seelen gegenüber zudringlich war. Es ist ein wunderbarer Wettstreit zwischen Gott und der heiligen Seele, wer an freigebiger Liebe mehr zu leisten vermöge; P. Regis aber hat während seines Erdenlebens in der Hingabe für Gott und den Nächsten kein Maß gekannt. Wir sind in diesem Wettstreit die Glücklichen, die inne werden, was es ist um die Gemeinschaft der Heiligen, und mit ihnen um die Gemeinschaft mit dem dreimal Heiligen.

Mannigfaltig sind auch die sinnfälligen Bindeglieder, die den Segen des hl. Johannes Franziskus vermitteln. Der Rektor des Kollegs von Toulouse, P. Cayron, wurde häufig gebeten, daß er mit einer Reliquie aus den Gebeinen des Heiligen zu den Kranken komme. Rührend war es, wenn es zwischen ihm und den Kranken zum Wortwechsel kam, weil der Kranke — noch nicht geheilt — die Reliquie nicht ziehen lassen und jener sich von ihr nicht trennen wollte. Da mußten der Pater Rektor und P. Regis nachgeben. Rührend war es auch, wenn man für eine vordem sterbenskranke, nun aber geheilte Ordensfrau die Kleider von ihren Mitschwestern zusammenleihen mußte, da über ihre eigenen Kleider — die Totenkleidung ausgenommen — bereits verfügt worden war. Staunen ergriff die Anwesenden, als sich beim Reichen der Reliquie das fest verschlossene Gitter eines klösterlichen Sprechzimmers von selbst öffnete und nach Rückgabe ebenso von selbst schloß.

Nicht jedesmal führte die Anrufung des Heiligen und die Berührung mit der Reliquie sogleich zur Genesung. P. Cayron mußte mehrmals wiederkommen. Der hl. Johannes Franziskus

wollte als guter Arzt öfter zugezogen werden, um sich von der demütigen und willigen Gesinnung des Herzens noch mehr zu überzeugen. Darum schien auch die Verzögerung das Vertrauen des P. Cayron nur noch mehr zu entfachen. Wenn aber der Pater beim Weggehen nicht zu weiterem Vertrauen aufforderte, sondern zu geduldiger Ergebung, dann wußten die Leute, daß sie sich zum Sterben bereiten sollten. — Die Wunder häuften sich allmählich so sehr, daß man die Wundertäter nicht mehr auseinanderhalten konnte. P. Cayron freute sich zuerst, als man ihm beim Weggehen nachrief: „Seht den Heiligen, der Wunder wirkt!" Ja gewiß, seht den Heiligen! Das war ja Johannes Franziskus! Als er aber merkte, daß man ihn selbst bereits als Heiligen betrachte, da wollte er sich von seinem Liebesdienst zurückziehen; zu einer solchen Entehrung seines Heiligen, sagte er, dürfe er nicht mitwirken. Doch sein Oberer wußte ihn zu überzeugen, daß das Gerede der Leute nicht zu beachten sei und ihn nicht heiliger mache; Gott allein stehe das Urteil zu. So blieb P. Cayron seinem heiligen Mitbruder treu, bis ihn die Füße nicht mehr zu tragen vermochten. Aber P. Regis blieb auch ihm treu. Er hatte eine hohe Meinung von seinem Verehrer; denn er ließ ihm ungemindert alle seine Krankheiten und Schmerzen.

Schon zu Lebzeiten des Heiligen suchten die Leute seines Stockes habhaft zu werden, der sie noch mehr stützen konnte als ihn, und die Flickreste seines armen Kleides waren ihnen Reichtum. Nach seinem Tode waren sogar die Belohnungen, die er einst in den Katechesen ausgeteilt hatte, noch mehr von den Erwachsenen begehrt als einst von den Kindern. Alle diese Dinge sind zu Bindegliedern des Segens geworden. — Auch das Bild des Heiligen wurde häufig auf eine kranke Stelle gelegt, gleichsam andeutend, daß es dem Heiligen

genüge. wenn er das Übel sehe. P. Regis hat übrigens auch eine ihm fast eigene Arznei. Schon vom ersten Tage seiner Bestattung an rissen sich die Verehrer um die Erde, die über dem Grabe lag; um jene Erde, die, wie P. Curley sagt, bis dahin nichts hervorgebracht hatte als Tannen und Wacholderstauden, nun aber heilkräftig wurde. Da sehen wir den vierzigjährigen Zimmermann Wilhelm Faure mit neun skrophulösen Wunden am Hals, die bereits den Schlund offen legten; er streut — o Schrecken in den Augen der Heilkunde! — Staub vom Grabe in die Wunden. Nach zwei Tagen kann man nur noch die Narben sehen. — Da trägt man den vierjährigen Jean Martin herbei, der noch keinen Schritt getan hat, ja nicht einmal auf den Füßen stehen kann. Die Mutter reibt seine Füßchen mit dem Staube des Grabes ein, und da entschlüpft der Kleine ihren Händen und stolziert durch die Kirche. — Viele andere Kranke haben den Grabesstaub in Wasser getrunken und sind davon genesen.

Durch die Grabeserde hat der hl. Johannes Franziskus auch in jenem Lande ein Wunder gewirkt, nach dem er sich vergebens gesehnt hatte, in Kanada. Eine Schwester im Spital zu Quebec verehrte ihn eifrig. Soeben hatte sie über dem Bette einer Kranken ein Säckchen mit Grabeserde angebracht. Es war ein schlimmer Fall. Die fromme Angelika Bruyère — eine kinderlose Frau, jetzt Spitalschwester — hatte sich den Kopf verletzt und davon eine schwere Entzündung mit rasenden Schmerzen mitbekommen. Die Ärzte gaben die Wahl zwischen Öffnung des Kopfes oder baldigem Tod; die Pflegeschwester aber begann eine neuntägige Andacht zu Ehren des Seligen. Die Tage gingen zwischen Leben und Tod dahin. Gegen Ende der Novene sagte die Kranke: „Es geht mir etwas besser, und für morgen habe ich große Hoffnung.“ „Warum

denn?" „Ich habe einen Mann gesehen, vornehm, würdevoll, ich kenne ihn nicht; er hat mir gesagt, daß es nach einem Tag besser gehe. Ich weiß nicht, war ich wach oder im Schlaf." „Und wie hat der Mann ausgesehen?" „Wie ein Jesuit, und er trug ein Birett auf dem Haupte und ein hölzernes Kreuz in der Hand. Er hat mir auch seinen Namen genannt, Re . . . oder Ra . . . ." „Regis, wollen Sie wohl sagen?" „Ja, ja; er hat es mir dreimal gesagt, aber ich bin so schwach im Kopf." Nun nahm die Pflegeschwester das Bild des Seligen aus dem Säckchen, mischte es unter andere Jesuitenbilder und ließ die Kranke suchen. „Der ist es", sagte sie und hatte ihn gefunden. Das sprach sich nun in der noch kleinen Stadt herum, und man wurde neugierig auf den Ausgang. Doch dieser wandte sich zum Schlimmeren; die Kräfte verfielen, die Schmerzen aber steigerten sich; die Schwestern hielten bei der Sterbenden Nachtwache. Gegen Mitternacht schrie die Kranke auf: „Mein Gott, mein Gott, ach, wie hat mir P. Regis weh getan!" Es mußte allerdings schlimm sein; denn die Kranke war in Schweiß gebadet und ihr Herz pochte so heftig, daß das Bett zitterte. Man sah darin Zeichen der Auflösung und betete der Kranken Sterbegebetchen vor. Da wandte sich diese zu den Schwestern um und sagte: „Warum redet ihr vom Sterben? Meint ihr, ich sei schon begraben? Ich glaube, das Blut rinnt mir aus den Ohren und der Nase." Man sah nichts davon. Aber bald fuhr die Kranke fort: „Ich bin geheilt durch das Erbarmen des P. Regis." Nun konnte sie fröhlich erzählen. Der Pater sei ihr wieder erschienen, ein Mann mit heiterer Stirne, etwas bleicher Farbe, kräftiger Nase, die Haare zwischen schwarz und blond, die Augen gesenkt. Er habe sie angesprochen: „Mut! Gott schenkt dir auf meine Fürbitte hin Leben und Gesundheit." Darauf habe er

sie mit dem Kreuze berührt, was ihr den heftigen Schmerz bereitete. — Nach der Erzählung fiel die Geheilte in tiefen Schlaf und war von da an völlig gesund.

Besonders gern suchten die Leidenden nach La Louvesc zu kommen; dorthin hatte es ja den Heiligen selbst unwiderstehlich hingezogen. Dort treffen wir die Kranken bald an einer Quelle, die den Namen des Heiligen trägt, obwohl sie wohl nur von ihm gesegnet ist, bald in dem einstigen Sterbezimmer, das ein Bild des Heiligen enthält. In diesem Zimmer sehen wir z. B. im Jahre 1877 die Jungfrau Maria Magdalena Crepet in inbrünstigem Gebet vor dem Bilde knien, unbekümmert um den Jubel der 15000 Pilger draußen, die zur Einweihung der neuen Kirche gekommen waren. Sie ist seit vielen Jahren taubstumm. Nicht imstande, ihre Gesinnung in Worten auszusprechen, hat sie dieselbe auf ein Blatt geschrieben: „Du würdest mir Gehör und Sprache wiedergeben, wenn ich es nicht ablehnen möchte zur größeren Ehre meines leidenden Heilandes." Eine sonderbare Bittstellerin! Aber die Einsamkeit mit Gott ist ihr lieb geworden. Nur ein Anliegen hat sie, daß der Heilige ihren gelähmten Arm wieder kräftige, damit sie die Mutter durch der Hände Arbeit zu unterstützen vermöge. Endlich glaubt sie sich erhört; sie löst die Binden, bezeichnet den Arm mit dem Kreuzzeichen und geht nun auch in die Kirche hinüber — zur Danksagung.

Die größte Anziehung übt die Kirche aus, in der der Heilige bestattet wurde und wo die heiligen Überreste bewahrt und verehrt werden. Diese Kirche und die Wege zu ihr haben viel Leid und viel Erhebendes gesehen. Da sehen wir z. B. einen ganz abgezehrten Mann, Vitalis Bouchet heißt er, zu Pferd den Weg herauf kommen. Links und rechts gehen seine Knechte und stützen den Herrn, daß er nicht herunterfalle;

ein Wagen kam damals wohl noch nicht durch. In der Kirche sinkt der Kranke auf das Grab nieder, küßt die Erde und benetzt sie mit seinen Tränen. Nach einiger Zeit des Gebetes springt er allein auf und ruft: „P. Regis hat mich geheilt." Sogleich eilt er nach Hause zurück, um die Ehre seines Wohltäters laut zu verkünden; das Pferd mag sehen, wie es nachkommt. — Ein andermal schüttelten selbst die Bewohner von La Louvesc den Kopf und meinten, das heiße dem Heiligen zuviel zumuten. Eine Mutter brachte ihre Tochter, Maria Luise Tavernier, zum letzten Arzt; denn die Ärzte in Lyon und andern Orten hielten nach vielen Versuchen Mühe und Geld für verschwendet. Die Kranke sah aus wie eine Tote und war Glied um Glied festgebunden. Nur ungern nahm man sie in einem Gasthaus auf; denn das gab ja eine Leiche. Die Mutter sprach beim Obern der Jesuiten vor und bat um eine Novene von Messen zu Ehren des Heiligen. „Leider unmöglich", hieß es; „die Messen sind schon auf lange Zeit mit Beschlag belegt. Beten Sie zum Heiligen und kehren Sie heim; was er hier kann, kann er auch von ferne; zum Warten ist Ihre Tochter zu krank. Übrigens" — das war mit einem Blick auf den vornehmen Hut der Dame gesagt — „der Heilige hat seine Bevorzugten, er heilt mit Vorliebe die Armen." Aber die Frau konnte erwidern, daß die Blumen auf dem Hute noch aus der Zeit stammten, da die Krankheit der Tochter noch nicht soviel Geld verschlungen hatte. Zudem war der Pfarrer des Ortes in der Lage, die Novene zu übernehmen. Nunmehr machten die Leute selbst der Kranken Mut, wenn sie ihr Wägelchen zur Messe in die Kirche schoben und auf die Anrufungen der Litanei mit dem „Heile sie" antworteten. Noch während der Novene schwand ein Leid um das andere, bald beim Empfange der Kommunion, bald an der Quelle.

Die Mutter konnte die gesunde Tochter dem Lyoner Arzte bald vorstellen. Er nahm die Gesundheit zur Kenntnis und versicherte, daß er weder auf Lourdes noch auf La Louvesc etwas gebe; diese Krankheitserscheinungen kämen sehr bald wieder zurück. „Bei Ihren Geheilten ja", antwortete die Frau, „aber nicht bei den Geheilten des Heiligen."

Ein liebliches Bild der Hilfe auf kürzeste Anrufung hin wird aus Malaga in Spanien berichtet. Man stand gerade am Vorabend der Feier zur Seligsprechung des P. Regis. Drei lebhafte Zöglinge des Jesuitenkollegs waren in den Turm hinaufgeklettert, um die Glocken das Lob des Seligen singen zu lassen. Es wurde lang. Zum Schluß gedrängt, wollte nun einer der Knaben, Michael Flores, die große Glocke rasch aufhalten; diese aber packte ihn und schleuderte ihn zum Schalloch hinaus. Entsetzt sahen es die beiden Kameraden, aber sie konnten ihm nur mit den Blicken nacheilen und nur mit einem Gebetchen zu Hilfe kommen: „Daß der Selige dich beschütze und dich nicht ohne Beichte sterben lasse!" Aber schon hatte Michael da unten einen Kamin umgeworfen, zertrümmerte einige Ziegel eines Daches und fiel endlich in einen Scherbenhaufen. Da lag er wie ein Schlafender, den Kopf auf den rechten Arm gelegt. „Flores, was machst du da?" rief ihn ein herbeieilender Pater an, wohl ohne eine Antwort zu erwarten. Aber Flores antwortete schlaftrunken: „Das weiß ich nicht", und wie erwacht fügte er bei: „O mein Heiliger, wo bin ich?" Der Pater hielt den Jüngling immer noch für mehr tot als lebendig und meinte, daß die Beichte angebracht sei. Aber Michael war nicht dieser Ansicht. „Beichten? Habe ich etwas Böses getan?" Allmählich erinnerte er sich dessen, was geschehen war, auch der Worte des Zimbrana: „Daß der Heilige dich beschütze . . ." Der Heilige blieb ihm

unvergeßlich, besonders da er selbst in die Gesellschaft Jesu eintrat und so sein Mitbruder wurde.

In diesem Fall hatte der Heilige auch seiner geistlichen Mutter, der Gesellschaft Jesu, einen Dankeslohn entrichtet. Nicht das einzige Mal. Den römischen Verwalter, P. Serra, heilte er zweimal, sowohl von dem gefürchteten auszehrenden Fieber wie von einer späteren Wassersucht. Der geheilte Verwalter zahlte frommen Zins, griff aber auch ins Geld und ließ jedesmal ein Bild des Heiligen malen. — Gar liebenswürdig erwies sich P. Regis gegen einen achtzigjährigen Mitbruder, den Laienbruder Klaudius Desmoulins. Wer sollte auch nicht Mitleid haben mit dem Greis, der kaum noch Luft bekommen konnte und dazu mit einem gewaltigen Bruch und einer Kniegeschwulst belastet war? Ein seliges Sterben wäre da die beste Hilfe gewesen. Aber der Bruder machte bei dem seligen P. Regis geltend, daß dann ihre gemeinsame Mutter, die Gesellschaft Jesu, Schaden habe; er möge ihn also gesund machen, damit er noch etwas arbeiten könne. So flehte er schon acht Tage vor dem Bilde des Seligen, und gerade an diesem Tage wurden die Schmerzen besonders arg. Ein sanfter Schlaf brachte jedoch Vergessen, und der anbrechende Morgen fand ein gesundes, rühriges Männchen.

„In der Kirche von La Louvesc geht es den ganzen Tag aus und ein, sie wird nie leer. Mehrere Priester sind kaum imstande, allen Pilgern die Sakramente zu spenden." So konnte der Bischof von Vienne schon im Jahre 1710 an den Papst schreiben. Der Andrang der Wallfahrer hat auch im 19. Jahrhundert nicht abgenommen. Als ein Mitbruder des Heiligen einen Landmann jener Gegend fragte, ob man noch wallfahre, wies dieser ihn auf die hohen Berge hin. „Sehen Sie, Pater, diese Berge schauen durch die Wolkenfenster; aber

sie werden noch zu ebenem Land werden, so viele Menschen ziehen endlos dort hinauf." Damit wird es freilich noch gute Weile haben. Aber die Pilger haben doch schon drei ordentliche Straßen dorthin bekommen, sowohl von Le Puy her wie von Tournon und Annonay aus. Vom letztgenannten Orte aus sind es etwa sechs Stunden Weges. La Louvesc ist zu einer großen Ortschaft mit stattlichen Häusern angewachsen. Im übrigen ist es dort oben kahl und kalt wie ehedem. Die Tannen sind noch nicht verdrängt worden und dem Roggen haben sich nur noch die Kartoffeln beigesellt. Im strengen Winter verläßt man nur ungern die Häuser.

Über die wachsende Verehrung des Heiligen berichtet P. Cros an der Hand der Jahresberichte seiner dortigen Mitbrüder. Im Jahre 1832 nahm nämlich zum ersten Mal wieder ein Jesuit in La Louvesc seine Wohnung, im Auftrag des Bischofs von Viviers. Es war der P. Ludwig Sellier, ein Name, der guten Klang bekommen sollte. Er begann sein Wirken hauptsächlich mit Erteilung der geistlichen Übungen des hl. Ignatius an Priester, die im Verlauf des Sommers zweimal monatlich abgehalten wurden. Schon im Jahre 1834 war aber bereits Arbeit für sechs Gefährten da. Nach dem Beispiel des Heiligen hielt man in den Wintermonaten Missionen in den Landgemeinden, während in den Sommermonaten die Exerzitien und die Beichten der Pilger alle Kräfte in Anspruch nahmen. Bald mußte man für diese Beichten sogar die Hilfe jener Priester erbitten, die den Exerzitien oblagen. — Im Jahre 1834 konnten, dank der Erkenntlichkeit der Pilger, die Überreste des Heiligen wieder in einen vergoldeten Schrein übertragen werden. „Hier, Pater", sagte ein schlecht gekleideter Bauersmann und überreichte ein leinenes Säckchen, „hier ist mein Geschenk an den Heiligen." Es waren 300 Franken. Zur Feier der Über-

tragung erschienen drei Bischöfe, 480 Priester und etwa 25000 Pilger. — Das Jahr 1836 brachte die Eröffnung eines Exerzitienhauses für Frauen. Es wurde geleitet von Schwestern des hl. Johannes Franziskus Regis, einer Genossenschaft, die der überaus eifrige Vikar von La Louvesc, Thermes, gestiftet hatte. Es konnte hundert Personen aufnehmen und hatte bald viel zu tun.

Das Jahr 1848 tat wild. Man wollte den Schwestern und den Patres das Haus anzünden. Aber die Obrigkeit rührte sich auch, und so kam der Obere der Jesuiten mit einem Steinwurf davon. Im folgenden Jahre wurde die Pfarrei ganz den Mitbrüdern des Heiligen übertragen. Es gelang ihnen, den alten Pfarrhof, in dem P. Regis gestorben war, den aber der letzte Besitzer zu einer Kneipe verwandt hatte, wieder zurückzukaufen. Das Sterbezimmer wurde nun in ein Heiligtum verwandelt. — Die Arbeiten mehrten sich von Jahr zu Jahr; die Exerzitanten lösten einander ab, die Zahl der Pilger bringt den Chronisten in Verlegenheit um den Ausdruck. Alles rief nach einer größeren Kirche; man komme ja nicht mehr hinein. Es war den Pilgern ernst mit ihrer Frömmigkeit. Manche kamen barfuß und erbettelten sich das Brot, nicht aus Not, sondern aus Bußgeist und Andacht. Sie fanden das gar nicht staunenswert: „Muß man denn nicht auch etwas tun für den Heiligen?" Andere glaubten dem gleichen Zweck durch eine winterliche Wallfahrt zu entsprechen. Damit die guten Früchte der Verehrung des Heiligen noch dauerhafter werden, wurde für die Pilger eine von Pius IX. gutgeheißene Verbrüderung geschaffen; ihre Mitglieder nahmen sich vor, täglich einmal den Heiligen anzurufen und wie auf seine Mahnung hin abzustehen von der Verunehrung des Namens Gottes und von der Sonntagsentheiligung.

Im Jahre 1860 wurden für die Bewohner von La Louvesc geistliche Übungen gegeben. „Glückliche Bekehrungen", heißt es im Jahresbericht, „so lang ersehnt! Ach, es ist nur zu wahr, daß häufig gerade jene am wenigsten von der Gnade Gottes schöpfen, die der Quelle am nächsten sind!" Das Jahr 1864 vollendete durch eine öffentliche Mission die Umkehr einiger besonders hartnäckigen Christen. Drei Jahre später konnte bereits berichtet werden, daß in der Pfarrei eifriges Leben herrsche. Fünf marianische Kongregationen brachten Wetteifer unter die einzelnen Gruppen. Auf Weihnachten überflügelten an der Kommunionbank die Männer die Frauen.

Im Jahre 1871 war endlich die neue Kirche, ein prachtvoller Bau, beinahe vollendet. In ihr haben besonders die Armen, die kleinen Leute, dem heiligen Armenvater ein Denkmal der Dankbarkeit gesetzt. Sie genügte nunmehr den Pilgern; aber noch immer genügten nicht die Priester dem Andrang zu den Sakramenten, obwohl auch mehrere Weltpriester sich zu Ehren des Heiligen und aus Liebe zu Gott dem Werke weihten. Der Heilige aber lohnt den Eifer fortdauernd durch Gnadenerweise und durch zahlreiche Beweise von liebenswürdiger, oft wunderbarer Hilfe.

„Wie ausgegossen Öl ist dein Name", singt das Hohe Lied in begeisterter Liebe. Der Klang und Duft eines geehrten und geliebten Namens dringt in die Weite, ist überall zugegen; er ist nicht auszulöschen, so wenig wie der Tropfen Öl, der sich eingesaugt hat. P. Regis ist in dem Gebiete seines einstigen Wirkens ein echter Volksheiliger geworden. An den Straßen stehen die Kreuze des Heiligen, in den Häusern schaut sein Bild auf die Nachwelt, die Kinder werden mit seinem Namen gerufen. Das Land, in dem der Heilige in besonderer Weise seinen Einfluß ausgeübt hat, zeigte sich frucht-

bar an Priester- und Ordensberufen. Daß die Nachwelt dieses Namens nie unwert werde!

Diesem Gedanken gibt der Lyoner Arzt Eugen Vincent in einer Studie über La Louvesc beredten Ausdruck: „Die Wirte tun gut daran, daß sie die ungesunde Vergnügungssucht nicht sich festsetzen lassen. Die Lustbarkeiten der Städte klingen widerlich in der feierlichen Stille des Gebirges. Säle und Buden des Vergnügens werden die Welt nicht dorthin ziehen, wohl aber die bessere und nützlichere Kundschaft von La Louvesc vertreiben. Möge La Louvesc nie seinen Ursprung vergessen! Der Ort hat seine Größe vom Grabe des Heiligen. Seine Einwohner sind wie ein neuer Stamm Levi bestimmt, das Heiligtum des Apostels von Velay zu behüten. An dem Guten, das die Wallfahrt in den angrenzenden Departements und in ganz Frankreich bewirkt, können sie die Wichtigkeit jener Stellung ermessen, die die Vorsehung ihnen zugewiesen hat. Ihre ewigen und zeitlichen Vorteile sind gebunden an die Treue zu diesem Beruf. Wenn La Louvesc — was Gott verhüte! — eine Stadt ohne Glaube und Sitte wird, dann ist es nicht mehr La Louvesc; der Krone des Glaubens und der Sitte beraubt, wird es der Mißachtung anheimfallen, die Wallfahrt aber wird sich verflüchtigen.“ [1]

Abbildung und Nachbilder.

Im Alter von vierundvierzig Jahren ist P. Regis gestorben, in den Jahren voller Manneskraft. Sein Äußeres war einnehmend gewesen. Er war über mittelgroß, sein Gang ruhig und bescheiden. Wenn er die zumeist gesenkten Augenlider hob,

[1] E. Vincent, La Louvesc. Étude médicale et souvenirs religieux. Paris 1911, E. Vitte.

sah man in zwei freundliche blaue Augensterne. Leicht gewelltes kastanienbraunes Haar umrahmte die breite Stirne. Die Nase war kräftig, der Mund eher klein. Aus den Zügen, aus den Gebärden und Worten leuchtete vornehme Ruhe und große Güte. Am Altar erbaute er durch sein gemessenes Wesen bei offenbarer Ergriffenheit. Wer die Andacht malen wollte, sagt P. La Broue, brauchte nur ihn abzubilden; sein Anblick und sein Blick sagten mehr als Bücher und Worte. An Schmuck kannte P. Regis nichts anderes als den Schmuck der Seele. „Sein Reichtum war Christus, und zwar der geschundene und entblößte Christus am Kreuze; dieser wurzelte in seinem Herzen tief", so bezeugt der Generalvikar Le Blanc. Darum nahm er mit dem Geringsten vorlieb und schlüpfte nur ungern in ein neues Kleid. Darum wurden seine Augen aber auch nicht von Sammt und Seide gefangen.

Die natürliche Veranlagung, die unbeherrscht in jeder Art zum Hemmnis wird, beherrscht jedoch Feuer oder ruhiges Beharren gibt, müssen wir bei P. Regis zum vornherein eine glückliche nennen. Er hat dieses Werkzeug, das Gott in seine Hände legte, nicht verdorben, vielmehr mit Meisterschaft führen gelernt. Die Empfänglichkeit und Zugänglichkeit lieh er nicht dem Bösen, das durch Aug' und Wort Eingang sucht, vielmehr den Mahnungen der Eltern und Lehrer und dem Rufe Gottes zur Vollkommenheit. Das lebhafte Wesen wurde dem christlichen Lebensernst als prächtige Zugkraft beigesellt. Der heitere und zutrauliche Charakter endlich, der dem Südländer vielfach eignet, wurde nicht vertändelt, sondern der wahren, reinen Liebe in die Schule gegeben. Von der Familie her scheint P. Regis außerdem Sinn für Geschäfte geerbt zu haben. Trotz der Weltflucht verstand er sich auf das Rechnen und auf das Zusammenschließen der Kräfte.

Im Umgang verband P. Regis gewinnendes Wesen mit übernatürlicher Achtung und Liebe. Aus dieser stammte seine stets gleich bleibende, warme Höflichkeit, die — abgesehen von den Titeln — zwischen arm und reich keinen Unterschied kannte. Die Armen waren davon betroffen und lohnten es mit einem fast erdrückenden Maß von Vertrauen. Die Mitbrüder rühmten an dem Umgang mit P. Regis außerdem eine naturfrische Einfalt. Mehrere junge Ordensbrüder, die ehedem Zeugen solcher Gespräche gewesen waren, bekannten dem P. La Broue, daß sie dadurch zum Anschluß an den Orden bewogen worden seien. Schminke und Schmeicheleien waren P. Regis fremd; er verband in glücklicher Mischung demütige Achtung mit Freimut. Dem feinen Geschmack der Franzosen mochten seine Worte zuweilen sogar den Eindruck des Derben machen. — P. Regis war nicht ein Mann vieler Worte; aber den Worten eignete Kraft und Feuer; man fühlte in ihnen seine eigene Überzeugung und seine Liebe und ergab sich ihnen. Stand P. Regis vor dem Volke, dann wurde alles an ihm Leben. Die Wahrheit der Glaubenslehren, die Dringlichkeit der sittlichen Forderungen hatten in ihm gleichsam Fleisch und Blut angenommen. Mit kräftiger Stimme zog er die Zuhörer in seinen Bann. Wo es nottat, konnte der Herold Gottes auch donnern; das hätte man dem schmächtigen, sonst so sanften Manne nicht zugetraut.

Das Tugendbild stand in vielen Zügen vor unseren Augen, freilich ohne jene lebensvolle Unmittelbarkeit, die die Zeitgenossen des Heiligen so gewaltig und unvergeßlich ergriffen hat. „Wenn wir alte Domherren zusammenkommen", sagt der Generalvikar Le Blanc, „ertappen wir uns häufig bei einem Gespräch über P. Regis." Auch die Zeitgenossen wußten sich über den Einfluß des Paters, der die einen zur Einkehr,

die andern zur Heiligung mitriß, vielfach nicht genau Rechenschaft zu geben; mit dem einen Wort „der Heilige" glaubten sie alles gesagt zu haben. Das Kämmerlein und die heitere Stirn verbargen seine Buße. Aber die Sprache der vollendeten Selbstlosigkeit — so ganz verschieden von der aufdringlichen Sprache der Selbstsucht, die fein und grob uns stößt — verstanden alle. Alle sahen seine der Welt abgestorbene Bescheidenheit, seine arme Erscheinung und das ärmliche Leben, alle verstanden die sich selbst vergessende Hingabe an Arme und Kranke und an die Sünder, die ihm zuweilen noch mit Mordgedanken lohnten. Wohl verbargen das Kämmerlein und die dunkle Nacht die Stunden des Gebetslebens in Gott. Aber die dort entzündete Liebe und Gottesfülle gingen wie eine Sonne auf, griffen mild und mächtig in die Seelen hinein und begeisterten zu eben jener Liebe und Heiligkeit, die lebenswarm aus seinen Worten und Zügen strahlten. Über die Gewalt seiner Gottesliebe sind alle Stimmen einig, und nur aus ihr heraus verstehen wir den fast leidenschaftlichen Kampf gegen die Sünde, die Verneinung Gottes. Die Hirtenliebe Gottes trieb ihn wie ein treues Hündchen den verirrten Seelen nach. „Wenn Gott mir die Wahl läßt, sogleich in den Himmel zu gehen oder mich für Jesus mit den Opfern der Unzucht abzuplagen, dann wähle ich die Schweißtropfen, die mich ihre Bekehrung kostet", so sagte er zu seinem Freunde Le Blanc.

Von den einzelnen Tugenden hat man im Leben des Heiligen keine vermißt, wohl aber manche angestaunt, und das Urteil der Kirche konnte diese Meinung bestätigen. Ein angesehener und erfahrener Pfarrer glaubte den P. Regis dafür bestimmt, die Tugend der Herzensreinheit wieder in ihrem alten Glanze herzustellen und leuchten zu lassen. „Er wollte", sagten die Stadtväter von Le Puy, daß Unsere Liebe Frau, die

Herrin dieser Stadt, hier als Königin sich eines jungfräulichen Hofstaates erfreuen könne." Ihr Bild trug er als Siegel des eigenen Herzens stets bei sich. — Das Kirchengebet hebt besonders seine wunderbare Liebe und unerschöpfliche Geduld hervor. Wir müßten das ganze Leben wiederholen, wollten wir zeigen, mit wie gutem Recht das geschieht. Es genügte fast ein kurzer Blick auf den todkranken Mann, der, in Ohnmacht zusammengesunken, noch von Beichtkindern belagert wird. Es genügte schon zu wissen, daß die Gottesliebe „die Seele seiner Seele" war; denn noch immer hat diese ihr Maß und das Feld ihrer Betätigung an der aufopfernden Liebe zum Nächsten genommen.

Eine Tugend möchten wir nicht unerwähnt lassen; es ist die Demut, das unerläßliche Wahrzeichen und das untrügliche Kennzeichen aller menschlichen Heiligkeit, das selbst in den Schmuck des göttlichen Herzens Jesu aufgenommen ist. Wohl möchte sie alles Eigene verbergen, damit Gott allein Ehre und Herrschaft und Liebe sei, wohl möchte sie sogar sich selbst verbergen. Dennoch sahen wir sie durchscheinen in dem Kleide der Armut und in der Liebe zu den Armen, sahen sie durchscheinen in der Bescheidenheit, fühlten ihre Wärme an der aufrichtigen, unterschiedslosen Achtung des Nächsten. Sie hat den Heiligen bewogen, nicht dem stürmenden, aber leicht etwas selbstwilligen und selbstgefälligen Eifer das entscheidende Wort zu geben, sondern dem Gehorsam gegen den sicheren Willen Gottes, wie er uns durch die gottgesetzte Obrigkeit zukommt. Wohl können auch im Leben der Heiligen Mißverständnisse auftauchen; aber dank der Demut bereiten sie nie Unbehagen, sondern hauchen Frieden. Die Demut ist es endlich, die das Leben des Heiligen, obwohl es überragend vor uns steht, dennoch nicht fremd und nicht aus der Welt hinausgerückt

erscheinen läßt. P. Regis achtete sorgsam darauf, daß er nicht von dem gemeinsamen und gewöhnlichen Leben des Ordens abwich; er wollte nicht anders erscheinen als seine Mitbrüder. Viel Außergewöhnliches verbarg die Nacht, und wenn einmal zu Hause seine Enthaltsamkeit in Speise und Trank auffiel, dann wurde die Schuld auf die kräftige Bauernkost geschoben, die ihm den Geschmack am Besseren verdorben habe. So nahmen ihn denn die Mitbrüder fast wie andere Sterbliche; waren doch ähnlich fromme und hingebende Ordensmänner noch mehr um sie; nur die Obern hatten Gelegenheit, tiefer zu schauen. Die ungeahnte Verehrung des P. Regis ist nicht von der Gesellschaft Jesu gemacht worden, sondern zu allererst vom dankbaren Volke ausgegangen. Mancher seiner Mitbrüder wurde vielleicht erst dadurch inne, was er auch ihnen gewesen war. Er hatte ja nie von sich gesprochen, als nur um Gott zu rühmen. Eher hatte er seine Schwierigkeiten durchblicken lassen und sogar abfällige Urteile über ihn unterstrichen.

* * *

Gott und die Kirche haben es für wert gehalten, daß das abgeklärte Bild des Heiligen weiterwirke, fast noch mehr als zu dessen Lebzeiten. P. Regis hatte selbst noch eine Schule für Missionäre angeregt; er blieb ihr Lehrer auch nach dem Tode. Eine Reihe prächtiger Schüler trat in seine Fußstapfen. Namentlich wurde P. Paul Anton Dauphin S. J. ein treues Abbild des Heiligen und gleich ihm viel genannt. Nur in einem wich er von seinem Vorbild ab, nämlich in der gewählteren Ausdrucksweise. Kurz vor seinem Tode († 1744) wallfahrtete er den mühsamen Weg zu seinem Meister, hinauf nach La Louvesc; gleich ihm mußte er im Schnee liegen bleiben und wäre ohne seinen Führer erfroren. — Auch die Nachfolger

des Heiligen in der wiedererstandenen Gesellschaft Jesu traten nicht bloß in seine Arbeit ein, sondern auch in seine Heiligkeit. Gleich der erste Jesuit von La Louvesc, P. Sellier, war als hervorragender Geistesmann bekannt, und man zauderte nicht, seine Wundermacht in Anspruch zu nehmen. Die Leiche des P. Klaudius Robin, der in fünfzig Jahren 225 Pfarreien geheiligt hatte, ließ die Gemeinde aus Lyon zurückholen. Der P. Pascalin, der die Basilika des heiligen P. Regis begonnen hat, wurde gleich diesem „der heilige Pater" genannt und nach dem Tode in der Basilika beigesetzt.

Auch die heiligmäßige Mutter Philippine Duchesne, eine der ersten Genossinnen der seligen Mutter Barat, zu deren Seligsprechung bereits die ersten Schritte getan sind, holte sich nach eigenem Geständnis beim hl. Johannes Franziskus die Liebe zum Unterricht der Armen. Sie war bereits Schwester in einem Kloster der Heimsuchung gewesen, mußte aber vor den Stürmen der Revolution in die Welt zurück. Von einer Mitschwester hatte sie von P. Regis vernommen und erwählte ihn nun zu ihrem besondern Vorbild. Ihre Neigungen deckten sich mit den seinigen, und sein verborgenes Leben zog sie besonders an. Eine Wallfahrt zu seinem Grabe im Mai 1800 ergriff sie wundersam. Nur die Verehrung des Heiligen hielt sie immer wieder aufrecht, wenn ihr inmitten der ungezogenen Kinder der Mut entfallen wollte. Die Pläne, ihr altes, so geliebtes Kloster wieder zu eröffnen, zerschlugen sich. Als jedoch bald nachher Mutter Barat davon Besitz ergriff, schloß sie sich ihr an. Sie sollte neben dieser Stifterin das werden, was Franz Xaver neben Ignatius war. Auch ihr Verlangen ging nach jenem Lande, das dem hl. Johannes Franziskus verschlossen geblieben war. In einem Gesichte, das ihr in der Karwoche des Jahres 1806 vor dem heiligsten Sakrament

zuteil wurde, sah sie den hl. Franz Xaver als Anwalt der Neuen Welt vor dem Throne Gottes und den hl. Johannes Franziskus als Führer (pilote) an der Spitze der Reisenden. Doch dieser Führer drängte nicht; erst nach zwölf Jahren gereiften Tugendlebens nahm er seinen Schützling mit, und noch mehr als dreißig Jahre stand er ihr vor Augen und zur Seite.

Der hl. Johannes Franziskus durfte jedoch nicht ganz nach der Neuen Welt übersiedeln. Bereits hatte sich auch die ehrwürdige Dienerin Gottes Mutter Maria Rivier bei Stiftung ihrer Genossenschaft von der Verkündigung Mariä an ihn gewandt; der Heilige sollte sich für sie um gute Genossinnen umsehen, nach seinem Geschmack und von seiner guten Art. Aus Dankbarkeit und um sich den Freund auch ferner zu verpflichten, übernahm sie ein Haus in La Louvesc, wo die Schwestern im Unterricht der Mädchen und Frauen und in der Vorbereitung der Pilgerinnen zur Beicht gute Dienste leisteten.

Wohl die schönste Frucht des stillen Wirkens des hl. Johannes Franziskus und sein Gegenbild im 19. Jahrhundert ist der selige Johannes Maria Vianey, der weltberühmte Pfarrer von Ars. Spät ans Studium gekommen, wollte sein Kopf nicht so rüstige Arbeit leisten wie die kräftigen Arme des Bauernsohnes. Da verpflichtete sich Vianey seinen heiligen Landsmann durch das Gelübde einer Wallfahrt nach La Louvesc; zu Fuß und bettelnd wollte er sie machen. Zu dem erbettelten Brot gab es bittere Zukost; es ist unschwer auszumalen, was für Schmeicheleien ein junger, kräftiger Bettler zu hören bekommt. Aber es ging, wenn auch schwer, und es ging nun auch im Lernen, und das leichter. Als Pfarrer von Ars gab Vianey seinem Wohltäter einen Ehren-

platz in seiner Kirche. Wir erkennen unschwer das Vorbild, wenn der heilige Pfarrer in der Not seines Waisenhauses die Vermehrung des Brotes vertrauensvoll Gott anheimgibt. Auch der hl. Johannes Franziskus sollte sich den leeren Speicher ansehen und fürbitten; dafür hatte der Pfarrer eine Reliquie des Heiligen dort niedergelegt. Auch sonst gleichen sich, wie Joseph Vianey hervorhebt, die beiden Heiligen in vielen Stücken. Beide liebten den einfachen, aber eindringlichen Unterricht des Volkes, beide wohnten zeitlebens in dem engen Beichtstuhl, beide kannten nur die Sorge für andere, nicht für sich, beide hatten den Boden zur Lagerstatt und ein wenig Brot und Frucht zur Nahrung, beide waren ebenso gütig gegen andere wie hart gegen sich, beide haben Verkennung geerntet; der Pfarrer von Ars freilich in stärkerem Maße. Die beiden Männer haben sich getroffen in dem einen Ziel und Mittelpunkt ihres Denkens und Strebens, der eine nach kurzem, feurigem Leben, der andere auf ruhigem, langem Wege. Nicht lange vor seinem Tode rief der Pfarrer die Haushälterin: „Kathrin, es geht mit mir zu Ende, ich habe noch eine Erkenntlichkeit zu erledigen." Eine Erkenntlichkeit will soviel sagen wie Wallfahrt und kann auch durch andere geleistet werden; darum fragte die Haushälterin gleich wieder: „Wohin, Herr Pfarrer?" „Zum heiligen Regis", antwortete dieser; „er hat mir soviel Gnaden erlangt; was ich Gutes tun konnte, schulde ich ihm."

Etwa zwanzig Jahre später als der Bauernsohn, im Jahre 1824, kam ein feiner Pariser Herr nach La Louvesc; es war der Vizepräsident am Obergericht des Seine-Departements, Julius Gossin. Er hatte zwei Anliegen. Das eine konnte man dem kranken Manne am Gesicht ablesen; das andere war der Kaufpreis des ersten, ein Werk, das ein Abbild des

Wirkens des P. Regis sein und darum auch seinen Namen tragen sollte. In der Verwaltung seines Amtes hatte der treue Sohn der Kirche mit Bedauern gesehen, daß so viele zugezogene Arbeiter in wilder Ehe lebten. Teils fehlte ihnen in der Fremde der Halt des guten Rufes, teils waren sie nicht imstande, die erforderten Ausweise aufzubringen. Der Oberrichter hatte bereits in einzelnen Fällen geholfen, so gut er konnte. Aber die Not rief nach vielen Hilfskräften, nach einem Verein und nach einer Seele für diesen. Die Seele des Werkes sollte P. Regis werden, der selbst so viele saure und gefährliche Schritte getan hat, um sündhafte Verhältnisse in Ordnung zu bringen. All das wurde in rechtlicher Form zu Papier gebracht und vonseiten des Oberrichters mit einem Gelübde bekräftigt: Der Heilige wird gebeten, die Gesundheit von Gott zu erflehen oder doch geduldigen und bußfertigen Sinn, wenn es Gott anders gefiele. Der Gerichtspräsident aber verpflichtet sich, jenen Verein womöglich in die Wege zu leiten oder doch allein soviel für die Sache zu tun, als die höheren Pflichten gestatten. — Der Vertrag wurde während der heiligen Messe auf den Altar gelegt und fand das Wohlgefallen Gottes. Beide Parteien nahmen an und hielten Wort. Es ist dem Gerichtspräsidenten nicht leicht geworden. Es fanden sich nur wenige zur Hilfeleistung bereit, und erst im Jahre 1837 konnte in Lyon der erste Zweigverein gegründet werden. Von da an nahm das Werk großen Aufschwung. Im Jahre 1846 erhielt der Verein die staatliche Genehmigung, „da er die Sittlichkeit in hohem Grade fördere". Die Pariser Weltausstellung von 1900 dachte ihm sogar eine goldene Gedenkmünze zu. Bis zum Jahre 1902 hatte der Verein allein in Paris annähernd 78000 wilde Ehen geordnet. — Der Verein hat auch in andere Länder Eingang

gefunden. In Deutschland bildeten sich im Schoße der Vinzenzvereine eigene Sankt-Regis-Vereinigungen. Das Werk des heiligen P. Regis in Wien, dem sich später noch ein ähnlicher Verein unter Leitung der Redemptoristen beigesellte, konnte im Jahre 1912 860 wilde Ehen ordnen und 1034 uneheliche Kinder in gesetzliche Verhältnisse bringen und hat zur Beschaffung von Papieren und Kleidern fast 5000 Kronen verausgabt.

Was ist es doch etwas Großartiges um das Nachwirken der Heiligen! Es schafft neue heilige Seelen und heilige Werke. Fast an gleichem Ort wie P. Regis, in Montpellier und dem südlichen Frankreich, und in gleicher Arbeit hat der Diener Gottes Andreas Soulas († 1857) sich und das Volk geheiligt. Aloisius und Joh. Franz Regis sind seine Lieblingsheiligen gewesen. Auch dem Maristenpater Marzellin Champagnat († 1840) haben sie vorgeleuchtet. Gleich dem Pfarrer von Ars hatte auch er, um seine Studien fortsetzen zu können, eine Bittfahrt nach La Louvesc gemacht. Für beide Männer ist der Seligsprechungsprozeß eingeleitet.

Noch eine solche Seele dürfen wir nicht mit Stillschweigen übergehen, so sehr sie auch selbst in Bescheidenheit zurücktrat. Es ist der Pfarrer Thermes, auch Pater genannt, da er sich einer Gruppe von Missionären zur Pflege der Wallfahrt nach La Louvesc und der ländlichen Missionen angeschlossen hatte; er zog sich zuletzt in das Haus der Jesuiten zurück und starb in ihrer Mitte eines heiligmäßigen Todes. Auch ihm war nur ein Alter von 43 Jahren beschieden, auch er starb als Opfer seiner Arbeit an einer Lungenentzündung, nach zehnjähriger Tätigkeit, darin wie im Eifer ein getreues Abbild des Heiligen. In seiner früheren Pfarrei hatte er eine Genossenschaft von Schulschwestern gegründet. Aus dieser Ge-

nossenschaft rief er die Schwester Theresia Couderc und einige andere Schwestern nach La Louvesc zur Besorgung der Wallfahrt; der neuen Vereinigung gab er den Namen „Schwestern des hl. Johannes Franziskus Regis". Später teilte sich die Genossenschaft nach den beiden Hauptzwecken: Schule und Besorgung der Exerzitienhäuser. Die erste Gruppe behielt den alten Namen und breitete sich stark aus. Die zweite Gruppe wählte den Namen von „Unserer Lieben Frau vom Abendmahlssaale" (Dames de la retraite ou de cénacle). Im Abendmahlssaale waren ja jene geistlichen Übungen gehalten worden, die dem Kommen des Heiligen Geistes die Wege bereiteten. Auch diese Genossenschaft entsprach einem Bedürfnis und fand darum, ebenso wie die Exerzitienhäuser selbst, große Verbreitung.

Werden diese Werke und diese heiligmäßigen Seelen die letzten gewesen sein, die aus der Quelle eines in Gott reichen Herzens schöpften?

Anhang.

Messe zu Ehren des hl. Joh. Franz Regis.

Introitus: Luk. 4, Is. 61. Der Geist des Herrn ist über mir und hat mich gesalbt, zu heilen die zerschlagenen Herzens sind, auszurufen das dem Herrn genehme Jahr [der Umkehr] und den [End-]Tag der Vergeltung. — Ps. 10. Stehe auf, Herr und Gott, erhebe deine Hand, vergiß nicht die Armen!

Kirchengebet: O Gott, du hast den seligen Johannes Franziskus, deinen Bekenner, mit so wunderbarer Liebe und unerschöpflicher Geduld ausgestattet, daß sie ihn ungezählte Beschwerden zum Heile der Seelen tragen ließen. Gewähre gnädig, daß uns sein Beispiel zur Lehre und seine Fürbitte zur Hilfe werde, und daß wir so die ewige Belohnung verdienen.

Epistel: Lesung aus dem Briefe des heiligen Apostels Paulus an die Thessalonicher (1 Thess. 2). „Brüder! Aus Gott haben wir den Mut, zu euch vom Evangelium Gottes zu sprechen; es ist unsere Sorge. Unsere Ermahnung führt nicht irre, sie befleckt nicht, sie kennt keinen Trug. Wir sind von Gott erprobt, und er hat uns das Evangelium anvertraut. Darum reden wir nicht den Menschen zu Gefallen, sondern wie vor Gottes Auge, das ins Herz schaut. Schmeichelworte haben wir nie gekannt, ihr wißt es. Der Geiz hat

uns nicht bestrickt, das weiß Gott. Nicht einmal nach Ehre vor den Menschen haben wir gehascht, weder bei euch noch bei andern. Als Apostel Christi durften wir euch zur Last fallen; wir machten uns aber klein in eurer Mitte wie [anspruchslose] Kinder. Ja, wir dienten euch wie eine Amme; es verlangte und drängte uns, euch das Evangelium Gottes zu reichen und das Leben zu weihen; ihr seid uns ans Herz gewachsen. Nicht wahr, Brüder, ihr wisset es noch, wie wir uns abmüdeten und Tag und Nacht abmühten, um euch das Evangelium zu verkünden und dennoch niemand zu beschweren."

Graduale: Ps. 91. Wie eine blühende Palme ragt der Gerechte empor, und wie eine Zeder breitet er sich aus im Hause Gottes. Am Morgen rühmt er dein Erbarmen und im Dunkel der Nacht das Licht deiner Wahrheit. Alleluja, alleluja. Ein Wort von gewaltiger Kraft gibt Gott seinen Boten. Alleluja.

Evangelium: Abschnitt aus dem heiligen Evangelium nach Matthäus 9. In jener Zeit zog Jesus durch alle Städte und Flecken; er lehrte in den Synagogen, verkündete die Botschaft vom Reiche und heilte jegliche Krankheit und Schwäche. Da er die Scharen des Volkes sah, wurde er von Erbarmen bewegt; denn sie waren gehetzt und daniederliegend wie Schafe ohne Hirten. Da sprach er zu den Jüngern: Die Ernte ist groß, die Arbeiter sind wenige. Bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.

Offertorium: Job 29. Der Verschmachtende segnete mich, und Trost senkte ich in das Herz der Witwe. Dem Blinden lieh ich die Augen, und den Lahmen trugen meine Füße; den Armen wollte ich Vater sein.

Stillgebet: Das Schlachtopfer der Liebe, das wir bereiten und darbringen, bringe uns, o Herr, Erbarmen und

Versöhnung! Durch die Fürbitte des seligen Johannes Franziskus erlange es uns — wirksam und heilsam — Geduld und Liebe.

Kommunio: Is. 52. Wie anmutsvoll schreiten die Füße des Friedenskünders über die Berge! Sie eilen mit guter Kunde, tragen das Heil.

Postkommunio: O Herr, laß reifen in uns die heilbringenden Keime deiner Huld! Himmelsbrot hat uns gestärkt und das Beispiel der Heiligen beflügelt unsern Schritt. So mögen wir, von dir behütet und vom Gebet des seligen Johannes Franziskus begleitet, zum Hafen des ewigen Heiles gelangen!

Brief des P. Regis an den Pater General Mutius Vitelleschi.

Admodum R^de^ P. — Scio maxime cordi esse R^dae^ Vestrae Paternitati unum quod hac epistola summis efflagito votis, liceat scilicet obire vicos cum uno Fratrum et illis obeundis quod superest vitae saluti rusticorum devovere, certe non potest explicari quos pariant fructus huiusmodi missiones nec id mihi persuaderem nisi eos ipse collegissem raro tamen meo magno dolore, liceat id per quinque aut sex menses. dedit amplissimam facultatem dominus Episcopus Aniciensis patentibus litteris in totam suam dioecesim, dabunt pecunias personae piae imo mihi dedere, asservat Superior centum quinquaginta francos in eum usum, recuperabo alias nullo negotio et mihi et socio dum opus erunt, ne simus oneri Collegiis et Parochis qui impensarum levati timore laeti nos excipient. ex his multi me saepissime iam dudum ad hoc opus importunis etiam precibus sed frustra petiere, retinet me

Superior Collegii in urbe hac Anicio et hic est quartus annus quo ibi occupor catechesibus habendis et in nostro et in alio templo eo quo possum saepe apparatu unde quid minus si me exhauserim, aliunde pereunt fame, hanc quidem non ut Canadensem despero missionem sed eam certa cum spe a Vestra R^da^ mihi Paternitate promitto. — R^dae^ Vestrae Paternitatis humillimus in X° servus

Die Unterſchrift iſt abgeſchnitten. Darunter ſteht von anderer Hand: Ioannes Franciscus Regis hanc ad P. Mutium scripsit epistulam (nunc eius sepulcrum pie frequentatur).

Nachſchrift (von P. Regis): R^de^ admodum P. — Anicii Kalendis Aprilis anni 1640 toti Societati felicissimi et mihi V. P. concessione iubilo pleni.

Auf der Rückſeite die Anſchrift: R^do^ admodum in X° P. Mutio Vitellescio generali praeposito Societatis Iesu — Romam.

Daneben die vom Sekretär des Pater General für dieſen gemachte kurze Inhaltsangabe.

Die einſchlägigen Briefe des Pater General Mutius Vitelleschi.

30. Januar 1635, an P. Regis in Le Puy: Placent mihi Divinae gloriae servandarumque Animarum nobiles impetus et habeo illarum Authori gratias ingentes. Ducenda erit illorum ratio cum maturuerint; eo sunt interim fovendi precibus, et virtutum usu roborandi ad difficultates, non uti nunc, procul, sed eminus et conserta manu expugnandas. Addo quod afflatus eiusmodi affusi coelitus hoc debent teneri et coli carius quo Christi Sanguinis hos esse pretia non dubie constat. Quod ego facturam uberius Reverentiam Vestram sperans quam possit a me commendari, eius me potius Sanctis Sacrificiis commendo.

10. Januar 1636, an P. Regis in Aubenas: Non reguntur fato nostrae provinciae, nec est ulli earum tum quicquam proprium quod (ubi res poscit) non communicetur cum aliis. Sed non sunt Canadae mox incipientis tam pingues reditus, ut possit adhuc tam multos alere quam multi hanc (per Dei gratiam) expetunt. Cum se opportunitas dederit et novos colonos Canadenses petent, Reverentiae Vestrae non ero immemor, interim viatico incumbat cuius illam parandi postremis litteris admonebam virtutum scilicet ac tolerantiae, meque domino Deo ss. pr. et ss. commendo.

17. November 1637, an P. Joh. Filleau, Provinzial: Aniciensi collegio multa sunt quae vere gratulemur, curet quoad potest Reverentia Vestra ne fovendis iis atque promovendis Rector officiat quem sane dolemus talem esse, qualem ipse nobis suis litteris depingat. ... P. Francisci Regis sanctam ac strenuam operam, in catechesim et confessiones esse nobis pergratam ei significet tantique a nobis fieri, ut Societati multos similes operarios cupide optemus.

15. April 1639, an P. Arnoux, Rektor: Patris Regis fructuosissimam christianae doctrinae sanctissimamque occupationem plurimum gratulor, fructuque ac numero augeri in dies mirifice cupio.

25. Februar 1640, an P. Arnoux, Rektor: De stabilienda item missione illa parato in eam annuo reditu quod pariter suggerit ac spondet, dici non potest quantum per se mihi arrideat, quam grata spe lucri animarum ad Dei gloriam ingentis suaviter blandiatur, sed de hoc prius statuere nequeo, quam id Reverentia Vestra cum Provinciali communicaverit, quod quantocyus ut praestet

valde hortor, urgeatque illum ad significandum nobis suam in eo sententiam.

8. Juni 1640, an P. Regis: Sanctum, et maxime optandum de colendis pagis Reverentiae Vestrae consilium, et mire approbo, et plurimi facio, et nunc per litteras Provinciali tantopere commendo quantum ex eo boni ad dei gloriam et salutem multorum spero. Nec enim potest negotium suscipi nisi ex provincialis ductu quem puto ad illud promovendum omni studio connisurum, ego certe quacunque re censebor posse Reverentiae Vestrae non deero, hortorque illam vehementer ut mihi libere indicet, si quid ipsam ad praeclarum opus vel augendum vel stabiliendum in futurum tempus iuvare valuero, eius interea ss. pr. et ss. me commendo.

8. Juni 1640, an P. Filleau, Provinzial: Duorum praeterea laboribus gaudeo quos Illustrissimo praesuli in missionibus suam operam navare Reverentia Vestra significat. Hic vero occurrit de P. Francisco Regis qui optat cum fratre comite per quinque quotannis aut sex menses pagos excolere, aitque sibi futuram ad manum pecuniam (ne cuiquam gravis sit) in promptu assensum episcopi, et denique quod minime dubito spes magnas sanctorum proventuum, ego (nisi Reverentia Vestra aliquid in oppositum istic videt) tam sanctum consilium ita probo, ut optem si possit in longum tempus stabiliri, nec ab illo modo dum valebit patre, sed aliis post illum multis in opus strenue conferri. Significabit illi Reverentia Vestra, quid super ea re in domino censebit, me vero deinde totius negotii faciet quam primum certiorem.

8. September 1640, an P. Arnoux, Rektor: De P. Regis excursionibus fructuosis et pridem cognoveram, et Socie-

tati mihique fueram gratulatus ac vestro privatim collegio quod multum gaudeo tam necessariis sanctisque laboribus affici.

25. Februar 1641, an P. Arnoux, Rektor: Secundo istic rerum istarum cursu non mediocriter sum gavisus; et in P. Francisci Regis praematura morte, illud me tamen singulariter delectat quod is obierit ut germanum Societatis filium maxime condecet, scilicet sanctis laboribus incumbens, et pro animabus contra peccatum et daemonem pugnans. Placet, quod accepi, iusta illi ad cenotaphium istic a vobis persoluta.

25964

060.97
R 263 NACHBAUR, SIGMUND, S, J.

AUTHOR Der heilige Johannes Franzisl
-kus Regis aus der Geseltschaft

TITLE Jesu.

DATE DUE	BORROWER'S NAME
	STORAGE - COSA

25964

IHS
Jesuiten
Gebenkbüber grosser Gottesstreiter